

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 8. Juni 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 36.

Um Pfingsten.

„Es rauschet, als wollte es regnen.“
1. Könige 18, 41.

Voll Staub sind die Brunnen, voll Hunger das Land,
Nicht Laub noch Lied in den Forsten,
Und unter des ehernen Himmels Brand
Ist die Erde geängstet zerborsten.
Da wirft sich Elias aufs Kalkig und seht,
Und eh' noch die thautlos gelegnen
Gesilde es ahnen, vernimmt der Prophet:
„Es rauschet, als wollte es regnen.“

Und als die Tage der Pfingsten erfüllt,
Und als auf das bangende Fragen
Der Scharen es laut der Apostel enthüllt,
Wen sie am Charfreitag erschlagen —
Thut Buße, so ruft er, der Erw'ge gebent's,
Und will in dem Heiland euch segnen!
Sie eilen zur Taufe, sie eilen zum Kreuz,
„Es rauschet, als wollte es regnen.“

Und wo an dem Baum ein verlorener Sohn,
Der das Haus seines Vaters verachtet,
— Die Träber zur Speise, die Reue zum Lohn —
In Lumpen und Schande verschmachtet:
Was stimmt ihn plötzlich so weich und so mild,
Was beugt ihn, den trotzig Berweg'nen?
Das Heimweh ins Herz und ins Auge ihm quillt,
„Es rauschet, als wollte es regnen!“

Und wieder soll es um Pfingsten geschehn
Vom Herrn aller Gaben und Gnaden,
Es soll sich in heilig flammendem Wehn
Ein Wetter des Geistes entladen.
Und wie Er vor Zeiten der Kirche erschien,
So will Er ihr wieder begegnen!
Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn,
„Schon rauscht es, als wollte es regnen!“

Rudolph Kugel.

Die Pfingstbraut.

Eine Erzählung von L. Kade.

Nachdruck verboten.
Gel. v. 11./VI. 70.

In ganz Friedeberg gab es kein so reizend gelegenes Häuschen, wie das des Professors Reinhold Helbach. Gegen die großen prächtigen Villen, mit welchen das genannte Vorstadtdorf überjät war, und welche sich stolz und steif zu beiden Seiten der Landstraße aufgezogen hatten, konnte es freilich nicht aufkommen. Hinter einer dichten Kletter- und Jasminwand versteckt, ragte es nur mit seinem dunklen Schieferdache über dieselbe hervor, und nichts in seinem unscheinbaren Aeußeren

deutete darauf hin, daß es das Heim eines der hervorragendsten Künstler war, und daß aus dem den rechten Flügel des Hauses bildenden Atelier jene ausgezeichneten Landschaftsbilder hervorgingen, welche der Schmuck aller Ausstellungen und der Gegenstand ungetheilte Bewunderung sowohl seitens der Kenner wie der Laien waren.

Auch die innere Einrichtung zeigte, wenngleich einen feinen künstlerischen Geschmack, so doch die größte Einfachheit; dagegen

war auf die Anlage des Gartens eine wahrhaft peinliche Sorgfalt verwendet. An die gänzlich mit wildem Wein überzogene Hinterfront des Hauses schloß sich zunächst eine Reihe von Blumenbeeten an, auf welchen die Rose, die Lieblingsblume des Professors, besonders zahlreich vertreten war; allmählich aber ging der Garten in einen allerdings nicht großen Park über, der, mit herrlichen alten Bäumen bestanden, von reinlichen Kieswegen durchschnitten und aufs Beste gepflegt, keinesgleichen in Friedeberg vergeblich suchte. Lauschige Plätze gab es da in Menge; der lauschigste aber befand sich unter einer riesigen Traueresche, deren Zweige fast bis zur Erde niederhängen und so ein grünes schattiges Gemach bildeten, groß genug, um selbst für eine größere Gesellschaft ausreichenden Raum darzubieten.

Dorthin wenden wir unsere Schritte.

Es ist der Nachmittag des zweiten Pfingsttages. Der Herr des Hauses feiert seinen Geburtstag und zugleich empfängt das Helbachsche Ehepaar, das vor wenigen Tagen von seiner langen Hochzeitsreise zurückgekehrt ist, zum ersten Male die nächsten Freunde des Hauses.

Professor Helbach ist von hoher kraftvoller Gestalt; obgleich er erst sechsunddreißig Jahre zählt, zeigt sein ursprünglich dunkelbraunes Haar bereits einen grauen Schimmer, der sich auch dem mächtigen Vollbart mitgetheilt hat, der sein intelligentes Gesicht umrahmt; die braunen sinnenden Augen ruhen mit unverhohlener Härlichkeit auf der jungen Frau, die ihm zur Seite sitzt.

Eine holdere Erscheinung als diese kann man sich kaum denken. Von mittlerer Größe, schlank und doch voll gebaut, mit nicht gerade regelmäßigen, aber überaus lieblichen Zügen, seelenvollen blauen Augen und blonden, in einfachen Flechten um das Haupt geschlungenen Haaren, die ganze Gestalt eingehüllt in ein luftiges weißes Sommerkleid — so schien die Frau Professorin in der That und dazu geboren, die Herzen aller, die sich ihr naheten, zu gewinnen und zu bezaubern. Und daß ihr dies, außer bei ihrem Gatten, auch bei den anwesenden vier Gästen gelungen war, konnte man unschwer wahrnehmen.

Die Gäste aber waren der Doktor Werner mit seiner Frau und der Baurath Laue gleichfalls mit seiner Frau.

Die beiden Herren waren seit frühester Jugend mit dem Professor durch eine fast schwärmerische Freundschaft verbunden gewesen. Schon auf der Schule nannte man die drei nie anders als „das Aleeblatt“ oder „die Unzertrennlichen“, und recht angenehm fügte es sich, daß auch später ihr Lebensberuf sie nach jeweiliger Trennung wieder zusammenführte. Werner wie Laue waren in der Residenz angestellt. Friedeberg, wohin sich Helbach vor dem Lärm der werdenden Weltstadt geflüchtet hatte, war kaum eine halbe Stunde von derselben entfernt.

Freud und Leid, trübe und gute Tage hatten die drei stets freulich mit einander getheilt. Keiner hätte eine wichtige Entschliehung ausgeführt, ohne die beiden anderen zu Rathe gezogen zu haben. Nur in einem Punkte hatte Helbach bisher eine Sonderstellung behauptet, nämlich in seinem geradezu schroffen Verhalten gegenüber dem weiblichen Geschlechte. Werner wie Laue hatten die Geliebten ihrer Jugend heingeführt und ihr Haus gegründet. Helbachs Herz war kalt und gleichgültig geblieben. Manches schönes Auge ruhte wohlgefällig auf dem berühmten Künstler, manche reizende Hand hätte sich gar zu gern in die seinige gelegt. Er aber floh die Frauen, wie er denn überhaupt nur, wo er es nicht umgehen konnte, in größerer Gesellschaft erschien.

Man kann sich daher die Verwunderung in den beiden Familien vorstellen, als sie im verflohenen Jahre von Rügen, wo Helbach, der für dieses meerumrauschte Eiland eine besondere Vorliebe besaß, in der Regel den Junimonat zubringen pflegte, die kurze Anzeige erhielten:

Elisabeth von Drewik.
Reinhold Helbach.
Verlobte.

Wenige Wochen darauf folgte die Nachricht von der ehelichen Verbindung, und dieser Nachricht war die Bemerkung hinzugefügt: er, Helbach, beabsichtige mit seiner jungen Frau

demnächst eine längere Reise nach dem Süden, vielleicht gar nach dem Orient zu unternehmen, wohin es ihn, wie männiglich bekannt, schon längst gezogen hatte; er werde also längere Zeit fortbleiben, werde möglicherweise erst im nächsten Jahre die Heimat und die lieben Freunde in der Heimat wiedersehen und ihnen seine Elisabeth vorstellen. Ein kurzer Gruß — eine kurze Versicherung unwandelbarer Freundschaft — ein kurzes Lebewohl — das war alles.

Der Baurath war außer sich über diesen „Verrath an der Freundschaft“, und der Doktor hatte alle Mähe, den Empörten zu beruhigen. Ein so ungewöhnlicher Charakter wie Helbach, meinte er, pflege auch ungewöhnliche Wege zu gehen; ein Künstlergemüth sei immer unberechenbar, es bleibe eben nichts übrig, als still zu warten, bis Helbach selbst das Räthsel lösen werde.

Fast noch erregter als die Männer waren natürlich die Frauen.

Aber was half aller Aerger? Die Sache war nicht zu ändern. Im übrigen that die Zeit das ihrige, um den Sturm zu beschwichtigen. Man fing an, milder zu urtheilen, und da auch, freilich nicht oft, kurze Briefe bald aus Italien, bald aus Griechenland, einmal sogar aus Konstantinopel eintrafen, Briefe, die nichts als Glück und Frieden athmeten und zuletzt eine baldige Rückkehr in Aussicht stellten, so machte sich allgemein eine verhältnißliche Stimmung geltend.

Ein Jahr war nun bald zu Ende; selbst der wunderschöne Monat Mai ging auf die Neige. In den Häusern der beiden Freunde herrschte die gespannteste Erwartung.

Am Sonntag vor Pfingsten, dessen Nachmittag die beiden Familien im Hause des Bauraths vereinigt saß, sollte endlich die Spannung weichen. Unerwartet trat Helbach in ihre Mitte, am Arme — seine Frau.

Erst großes Staunen — dann verlegenes Schweigen — zuletzt lebhaftes Freuden und Beglückwünschung — das waren die drei Stufen, in welchen sich das erste Zusammensein vollzog.

Rasch war die Bekanntschaft mit der anmuthigen Frau Professorin geschlossen, die Freundschaft mit ihrem Gemahl erneuert, und als Helbach, den die Liebe sichtbar verjüngt, und der sein früheres schönes Wesen gänzlich abgelegt hatte, beim Abschied die Freunde sammt ihren Frauen einlad, den zweiten Pfingsttag, als seinen Geburtstag, bei ihnen zu verleben, als er versprach, ihnen alsdann eine Geschichte zu erzählen mit dem Motto: „Wer ein holdes Weib errungen“ — da war alles gut, alles vergeben und vergessen.

Und nun war dieser zweite Pfingsttag gekommen. In liebenswürdigster Ungezwungenheit hatte die junge Frau ihre wirtschaftlichen Pflichten erfüllt. Der Hausherr hatte sein Heiligthum geöffnet und durch Vorlegung zahlreicher Skizzen bewiesen, daß das Glück der Liebe auch seine künstlerische Ader neu belebt, und nun saßen sie alle sechs unter der Eiche, mitten im duffigen Frühlingsgrün. Manches ernstes, manch heiteres Wort wurde gesprochen; aber als dann im Gespräch eine gewisse Pause eintrat, während welcher die Hausfrau sich leise entfernte, ergriff Helbach das Wort und erzählte.

Ihr wißt, daß ich in Wahrheit ein Pfingstkind bin, und daß das Pfingstfest in meinem Leben eine gar wichtige Rolle spielt. An einem Pfingstfeste bin ich geboren, an einem Pfingstfeste ward ich von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt, an einem Pfingstfeste erhielt ich die Bestallung als Professor der Kunstschule, und an einem Pfingstfeste war es nun auch, daß mir die Ahnung des höchsten Erdenglücks aufging.

Wie alljährlich wollte ich auch im verflohenen Jahre die Zeit vor der Saison auf meiner herrlichen Insel Rügen zubringen, weniger um zu ruhen als um zu arbeiten, meine Skizzenmappe zu füllen, neue landschaftliche Motive aufzusuchen, dann aber auch mich all den Reizen hinzugeben, welche das Zusammenwirken von Wald und Meer auf diesem wunderbaren Flecken Erde hervorruft.

Ich hatte mich wieder in dem bescheidenen Fischerhäuschen einquartirt, welches die Besizer desselben immer zu meiner Auf-

nahme in Bereitschaft halten. Es liegt abgefordert von Sahnig, in einer Schlucht versteckt; man sieht es erst, wenn man dicht davor steht. Wenige Schritte rückwärts, und ich war mitten im Walde, wenige Schritte vorwärts, und vor mir lag das weite glänzende Meer.

O wie athmete ich auf! Wie schlürfte ich den kräftigen Duft ein, der mich umwoh! Wie winzig erschien mir dieses mein Gärtchen gegen jenen großen Park, den des Schöpfers Hand selbst gepflanzt! Alles, was mich an die Stadt erinnerte: der Staub der Hörfälle, der Lärm des Verkehrs, das Geschwäg der Alltagsmenschen — alles, alles lag hinter mir!

Des Vormittags pflegte ich zu arbeiten, still und ungestört. Oft, wenn es Wind und Wetter gestatteten, schlug ich mein Atelier unter einer mächtigen Buche auf, die meine Hütte beschattete. Nachmittags griff ich zum Wanderstabe. Jedermann kannte mich; überall hatte ich freien Zutritt. Nicht selten kehrte ich auch im Forsthaufe ein, wo ich mich erfrischte, auch wohl mit dem Förster, einem schlichten, biederen Manne, und seiner ebenso braven Frau ein Weischen plauderte.

Eines Tages — es war kurz vor dem Pfingstfeste — erzählte mir die Försterin, sie würde demnächst Besuch erhalten; eine junge Dame aus der Gegend von Stralsund habe sich angemeldet.

„Schon jetzt, da die Saison noch nicht begonnen?“ fragte ich verwundert.

„Aberdings. Die Dame scheint die Einsamkeit zu suchen. Familienverhältnisse zwingender Art —“

„Erlassen Sie mir das Weitere,“ fiel ich rasch ein, „ich bin nicht neugierig. Möge die Dame finden, was sie sucht. Sie soll von mir nicht gestört werden.“

„Frauensinken, wie ich war, vernied ich seitdem auf meinen Spaziergängen das Forsthaus.“

So kam das Pfingstfest heran. Da das Wetter so wunderschön und so warm war wie oft kaum im Hochsommer, so war in den Stranddüffern, die einer eigentlichen Kirche entbehren, angelegt worden, es würde am zweiten Festtage Gottesdienst in der Waldkirche stattfinden. Ich beschloß, daran Theil zu nehmen.

Die Waldkirche auf Rügen ist die prächtigste Kirche, die ich kenne. Ein freier Raum mitten im Walde stellt das Schiff vor, die Waldbäume ringsum sind die Säulen, die Kuppel ist das klare Himmelsblau, die Orgel das rauschende Meer, den Chor bilden die Sänger des Waldes. In der Mitte erhebt sich eine mit Blumen geschmückte natürliche Kanzel; grüne Rasenbänke bieten der andächtigen Gemeinde Platz.

Dieselbe hatte sich recht zahlreich eingefunden, Männer wie Frauen in ihrer stattlichen Sonntagstracht.

„O, heil'ger Geist, keh' bei uns ein!“ so klang es kräftig durch den Wald. Der Geistliche betrat die Kanzel, ein ehrwürdiger Greis, mit dessen schneeweißen Haaren der Ostwind spielte. Wie seine Erscheinung, so die Worte, die er sprach. Sie kamen von Herzen und gingen zu Herzen.

Zunächst las er den 104. Psalm, der mit seiner unübertroffenen Schilderung der Natur gerade an diesem Orte und in dieser Umgebung den großartigsten Eindruck machen mußte. „Lobe den Herrn, meine Seele! Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich; du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehst auf den Fittigen des Windes.“

Dann folgte ein Gebet, dann die eigentliche Predigt über die Pfingstgeschichte, die von dem Wehen des heiligen Geistes erzählt, der die Jünger erfüllte und sich von ihnen aus allen denen mittheilte, die ihre begeisterte und begeisterte Rede aufnahmen mit willigen Herzen. Und diesen heiligen Geist Gottes beschrieb der Greis als einen Geist der Kraft, als einen Geist der Liebe und als einen Geist der Freude, und wußte durch Gegenätze, durch Beziehungen auf das Leben seiner Gemeinde, durch Hinweise auf die natürliche Schöpfung zu fesseln und zu ergreifen.

Der letzte Vers des Pfingstliedes schloß den Gottesdienst. Doch — ich würde mich der Unwahrheit schuldig machen,

wollte ich behaupten, daß ich bis zum Schluß in ungetheilte andächtiger Stimmung gewesen wäre.

Als nämlich der Geistliche von dem Geiste der Freude redete, der die Trauer und den Schmerz aus der Seele nimmt, und sie erquickt mit Trost und Frieden von oben, da bemerkte ich bei einem unwillkürlichen Ausblick nicht fern von mir eine weibliche Gestalt, die offenbar nicht zu Rügen's Bevölkerung gehörte. Dunkel gekleidet, wie sie war, erschien sie mir als ein Bild der tiefsten Trauer, um so mehr, als der zurüdgeblagene Schleier ein Antlitz enthüllte, auf welchem Gram und Kummer deutliche Spuren gezeichnet, dessen Lieblichkeit aber selbst diese bösen Feinde nicht hatten zerstören können. Die Hände lagen gefaltet auf den Knien, die Augen schauten wie betend nach oben.

Ich gesehe, meine Andacht war fort; ich konnte den Blick nicht wegwenden von diesem Trauerbilde, das in so grellem Gegensatz stand zu der sonnig lachenden Natur und zu der festlich frohen Menschenschar. Was mochte es sein, was dieses junge Herz so tief darnieder beugte?

Als der Gottesdienst zu Ende und die Försterin zu der Weinenden trat und, sie bei der Hand ergreifend, mit ihr die Waldkirche verließ, konnte ich wohl nicht zweifeln, daß es eben die fremde Dame war, die im Forsthaufe wohnte. Aber — wer war sie? Was bedrückte sie? Gab es kein Mittel, ihre Thränen zu trocknen? Das waren die Fragen, die mich auf dem Heimwege nach meinem Ayl beschäftigten und in mir eine Unruhe erregten, die ich mir selbst nicht erklären konnte.

Nachmittags schritt ich auf dem schmalen Wege, der unmittelbar am Meeresufer entlang läuft, auf Stubbenkammer zu.

Es war sehr schwül, und ich bemerkte bald, wie sich am Horizont schwarze Wolken zusammenballten. Ein Gewitter, und zwar allem Anscheine nach ein sehr schweres, war im Anzuge. Schon machte sich der Sturm auf, der die Wolken herantrieb; es wurde finstler und immer finstler. Jetzt zudte ein Blitz durch die Luft, und gleich darauf rollte ein majestätischer Donner über meinem Haupte dahin, während große Regentropfen niederfielen.

Raschen Laufes eilte ich weiter, um wenigstens den gewaltigen Kreideseilen, der Stubbenkammer bildet, zu erreichen; ich hoffte, dort in einer der Höhlen, welche die See oder auch das herabfallende Gestein erzeugt hat, Zuflucht zu finden vor dem Unwetter, das sich immer grauiger gestaltete. Wild brauste das Meer zu meinen Füßen, und der Sturm peitschte die Wellen über meinen Weg hin, so daß ich alle Nähe hatte, vorwärts zu kommen. Blitz auf Blitz erhellte das unheimliche Tagesdunkel, Schlag auf Schlag folgte.

Schon war ich dicht am Fuße von Stubbenkammer angelangt und wollte mich eben, durchnäht bis auf die Haut, nach einem schützenden Obdach umsehen, da war mir's, als tönte ein Hilferuf an mein Ohr. Ich horchte auf, der Ruf wiederholte sich, er kam vom Meere her, und wie ich meine Augen anstrenge, das Halbdunkel zu durchdringen, gewahre ich einen Fischernachen, den die Wellen hin- und herwerfen, und in dem Nachen — täusche ich mich? — die Fremde aus der Waldkirche. Mit der Macht der Verzweiflung klammert sie sich an das Steuerruder, das in diesem Toben des Elements auch die stärkste Männerhand nicht hätte regieren können. Sturm und Wogen schleudern das schwache Fahrzeug bald dicht ans Ufer, bald weit ins Meer hinaus. Jeden Augenblick konnte es umstürzen oder an den mächtigen Steinblöden, die das Ufer bedecken zerquetscht werden; in beiden Fällen schien die Insassin verloren. Sicher war die Aermste ein Stück vom Lande in die See gefahren, und es war ihr bei dem plötzlichen Losbrechen des Unwetters unmöglich gewesen, das nahe Ufer zu gewinnen.

Da galt kein lauges Besinnen. Gerettet mußte sie werden, und sollte es mein eigenes Leben kosten. Ich befaß mich dem allmächtigen Gott und versuchte, mich dem Rahne zu nähern, indem ich der Unglücklichen zurief, die Hoffnung nicht aufzugeben und die Augen auf mich zu richten. Lange war all mein Ankämpfen und Arbeiten umsonst. Zuweilen schwanke der Rahm so nahe an mir vorüber, daß ich ihn mit der Hand



Chiemsee-Idylle. I. Der Fischerknabe.

Originalzeichnung von Vogel.

Am See.

Es gibt wohl schwerlich irgendwo köstlichere Gewässer als die Bergseen des Salzammergutes und Oberbaierns. Man möge nun an ihrem Ufer stehen oder von der Spitze der Berge auf sie herabbliden — immer ist der Anblick wahrhaft entzückend. Zumal im letzteren Fall. Geht dann gar noch die Sonne auf und färbt die weiten Eisfelder und die steilen Bergwände mit rother Glut, während über dem noch im Dunkel des Thales schlafenden See ein leichtes weißes Wölkchen schwebt, das langsam höher und höher steigt, so ist der Eindruck ein wahrhaft unvergeßlicher.

Doch auch am Tage übt der Bergsee seinen Reiz. Rings um ihn

ist alles still. Die Jugend wartet oben auf den Almen das schmucke, lebhaft blinkende Bergvieh oder auf den Wiesen an den Halben die kräftigen, ungefüge gestalteten Fellen, die hier für die großen Städte erzogen werden, die älteren Männer sind fort. Sie führen die Fremden auf die Bergspitze oder schaffen als Holzknechte oben in den Wäldern. Nur die Frauen und Kinder bleiben zurück. Jene arbeiten in ihren Hütten, diese treiben sich müßig am Ufer umher. Kein Windhauch kräuselt die spiegelblankte Fläche. Die schwerfälligen Boote, mit denen die Fischer sie am Morgen und am Abend durchfurchen, liegen jetzt unbeweglich im Uferschilf. Das kräftig grüne Wasser ist von



Chiemsee-Idylle. II. Fußbad.

Originalzeichnung von Engel.

einer ganz wunderbaren Durchsichtigkeit, und man wird, auch wenn man die Kinderjahre längst hinter sich hat, nicht müde, in die klare Flut hinabzublicken. Hart unter der Oberfläche treiben allerlei kleine Gesellen ihr lustiges Spiel und ballen sich, wenn du ein Brotkrümchen in das Wasser wirfst, über demselben zu einem dichten Knäuel zusammen. Ein paar Armlängen unter ihnen schießen schlanke Saiblinge unruhig hin und her, während tief unten gewaltige Barsche die schwärzlichen Leiber schwerfällig herantreiben lassen. Weiterhin aber spiegeln sich die Bergriesen und die Uferwälder im See, und über dem allen wölbt sich der blaue Himmel.

Es ist der Zauber einer solchen Stunde, der aus unseren Bildern spricht. Bei dem kleinen Mädchen wirkt er als höchste Lebenslust, daß sie jauchzend die Füßchen im Wasser badet; den Knaben stimmt sie träumerisch, daß er still vor sich hinblickt. Beide nehmen die Stunde hin, ohne sich ihres Reizes bewußt zu werden, als müßte sie so sein. Erst später einmal, vielleicht erst viel später, wenn des Lebens Ernst oder gar des Lebens Noth sie angepakt haben wird, werden sie sich bewußt werden, daß sie damals, als sie so als Kinder am Ufer des heimathlichen Sees saßen, das höchste Glück genossen.

ergreifen zu können glaubte, aber eine tödtliche Welle riß ihn von dannen und überschüttete mich selbst mit ihrem kalten Gisch. Es war eine ganz verzweifelte Lage! Sollte sie vor meinen Augen untergehen? Ich machte neue Anstrengungen. Da rollt eine riesige Welle heran und schleudert den Rasen an den Wajschstein, der etwa hundert Schritte vom Ufer aus dem Meer hervorragt. Krachend birft er von einander — ein herzzerreißender Schrei — die Unglückliche sinkt unter. Aber jetzt bin ich ganz in ihrer Nähe, ich ergreife ihre Rechte, die sich aus dem Wassergrabe mir entgegenstreckt, ich halte sie fest, bald umfasse ich die leblose Gestalt — und nun kommt her, Sturm und Wellen, ihr werdet sie mir nicht wieder entreißen! Keuchend erreiche ich das Land. Ich lege die Gerettete an einen sicheren Ort, athme tief auf und überlege — was weiter?

Oben auf Stubbenkammer war ja freilich ein Gasthaus; auch die Försterei war in der Nähe; aber wie hinauf kommen den schmalen Steig, den überdies der Gewitterregen in einen Gießbach umgewandelt hatte? Und doch war mir's klar: hier durfte sie nicht bleiben; es wäre ihr Tod gewesen.

Wie der Anblick dieses holden bleichen Mädchens mich rührte! Alle Stimmen meines Innern riefen mir zu: Hinauf! Versuch's! Dem Muthigen hilft Gott! Rette sie vollends. Du rettest sie Dir!

Nebrigens war es, als hätte das Unwetter nun seinen Höhepunkt erreicht und zöge, grollend, daß ihm seine Beute entgangen, von dannen. Die Blitze, die Donnerschläge ermateten, der Regen ließ nach, es wurde heller.

Schon war ich im Begriff, die noch immer Ohnmächtige auf meine Arme zu nehmen und, koste es was es wollte, den Fels zu erklimmen, da erwachte sie und schlug die Augen auf. Starr blickte sie um sich, legte die Hand auf die ein wenig blutende Stirn, als befinde sie sich, wo sie wäre, schauerte zusammen; dann fiel ihr Blick auf mich. Sie setzte sich aufrecht.

„Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen?“ so fragte sie. „Mein Gott!“ fuhr sie fort, „dort schwamm ich auf dem wilden Meere — mein Rasen zerstückte — ich versank — und Sie — Sie haben mich gerettet!“

„Nichts,“ erwiderte ich, „habe ich gethan, was nicht jeder andere an meiner Stelle auch gethan haben würde. Nein, mir keinen Dank! Noch ist Ihre Rettung erst halb vollbracht! Fühlen Sie sich stark genug, mein Fräulein, mit meiner Unterstützung den Fels hinaufzusteigen?“

„O, ich bin stark, ich — werde es versuchen.“ Und sie versuchte es. Sie war stärker als ich glaubte. Mähsam und langsam kletterten wir den aufgeweichten Pfad empor. Mein Arm hielt sie aufrecht.

Etwa die Hälfte des Weges hatten wir zurückgelegt, da hörten wir über uns Stimmen, die sich näherten. „Fräulein Elisabeth! Fräulein von Dremwig!“ so klang es zu uns hernieder. Ich antwortete, und bald sahen wir den braven Förster und seine Frau vor uns, die, in Sorge um das Ausbleiben ihres Gastes und in der Vermuthung, daß sich das Fräulein, wie es häufig that, an die See begeben habe, herbeigeeilt waren, sie aufzusuchen.

„Herr Professor! Sie hier?“ rief mich die Försterin an. „Ohne den Beistand dieses Herrn läge ich drunten auf dem Grunde des Meeres,“ antwortete Elisabeth.

„Vorwärts!“ war alles, was ich sagte.

Inzwischen hatte sich das Wetter völlig verzogen, und schon durchbrachen einzelne Sonnenstrahlen das finstere Gewölk. „Vorwärts!“ Alle Bitten des Ehepaars, ihnen nunmehr die weitere Führung der Dame zu überlassen, waren vergeblich. Gottlob hatte ich Kraft, so lange auszudauern, bis das Forsthaus erreicht war, und ich meinen Schützling, den, ich merkte es wohl, der Fieberfrost immer heftiger schüttelte, geborgen wußte. Dann zog auch ich mich zurück, wechselte die Kleider, die ich vom Förster entlieh, und schlug, da eine augenblickliche Rückkehr nach meinem Häuschen unmöglich war, vorläufig in dem benachbarten Gasthause mein Quartier auf.

Bei mir, der ich gegen die Einflüsse der Witterung ziemlich abgehärtet bin, hatte das Abenteuer keine weiteren Folgen, als einen flüchtigen Schnupfen; desto schlimmere jedoch bei Eli-

sabeth, nach deren Befinden ich mich am nächsten Morgen sofort erkundigte. Ein hitziges Fieber hatte sich eingefunden. Schon ganz in der Frühe war der Arzt dagewesen und hatte einen Typhusanfall in Aussicht gestellt. Die Kranke phantasirte und erkannte niemanden. Es wurde immer bedentlicher mit ihr; sie schwebte hart am Rande des Grabes.

Wie mir zu Muth war, was ich litt, kann ich nicht sagen. War mir's doch, als risse ihr fliehendes Leben auch das meinige mit sich fort. Täglich fragte ich die Försterin, die eine treue Krankenpflegerin war, aus, so daß ihr meine Aufgereiztheit nicht entgehen konnte. So innig wie in jenen Tagen habe ich nie gebetet. Einmal wagte ich, an das Lager der Leidenden, die in ihrem Deliriren oft das Wort „Professor“ hatte hören lassen, zu treten. Sie sah mich nicht, sie hörte nicht auf meine schüchternen Fragen.

Bewußtlos lag sie vor mir. O wie sich da mein Herz zusammenzog! Tag und Nacht fand ich keine Ruhe.

Ich liebte; ich fühlte, daß ich liebte — zum ersten Male! Mit überwältigender Macht war es über mich gekommen.

Fast hätte ich laut aufgebuhelt, als ich aus dem Munde des Arztes die Zusicherung vernahm: sie wird genesen! Und mit heller Freude begrüßte ich den Tag, an welchem ich sie sehen sollte. Sie selbst hatte das Verlangen darnach geäußert.

Man hatte sie im Lehnstuhl hinausgetragen in das Gärtchen vor dem Forsthaus. Dort saß sie, umspielt von den hellen Sonnenstrahlen, die durch das dicke Grün der nahen Bäume geschlüpft waren. Die blonden Haare umgaben ein fast schneeweißes Gesicht, aber klar und voll leuchteten die blauen Augen mir entgegen.

Sie streckte die magere Hand nach mir aus, ergriff meine Rechte und wollte sie an die Lippen ziehen. Es gelang ihr nicht. Statt dessen berührten meine Lippen ihre Hand.

„Mein Ketter! Dank, tausend Dank!“ flüsterte sie, und ein rother Schein flog über die blaffen Wangen.

„Ihren Dank, mein Fräulein,“ erwiderte ich, „hätten Sie Dem ab, der Sie und mich gerettet. Ohne Ihn wären wir beide verloren. Und nun freuen Sie sich des doppelt neugeschenkten Lebens. Verbannen Sie aus Ihrer Seele den finsternen Geist der Schwermuth und Traurigkeit! Sie sind jung. Lachend liegt die Zukunft vor Ihnen. Hoffen Sie! Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“

Wie ich gerade zu diesen Worten kam, weiß ich selbst nicht.

„Zukunft? Hoffnung?“ erwiderte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Keine heitere Zukunft liegt auf meinem Lebenswege; meine Lösung heißt: Entzagen! Aber wenn ich dennoch hoffe, mich mit ganzer Seele anklammere an diesen letzten Anker aller Schiffbrüchigen — ich thue es, weil Sie es wollen. Gott wird helfen!“

Brauche ich Euch zu sagen, Ihr theuren Freunde, daß ich alles aufbot, um ihre äußere und innere Genesung zu fördern, besonders nachdem sie mir einen Einblick vergönnt in die Geschichte ihres Lebens? — Jene, die äußere Genesung, machte rasche Fortschritte und schon nach vierzehn Tagen durfte ich die Theure hinaufführen auf den hohen Königstuhl, von wo man die herrliche Aussicht hat in die unendliche Ferne, und durfte sie hinunterführen an den Meeresstrand, an die Stätte, da ich sie auf meinen Armen aus der schäumenden Flut getragen. — Und dann kam ein Abend, lind und schön, ein unvergesslicher Abend, da ich der wonnig Erröthenden das Geständniß ablegen durfte, daß ich sie liebe, unaussprechlich liebe, und daß in ihrer Hand das Glück meines Lebens ruhe, und daß dieselben Arme, die sie aus dem Wasser getragen, sie auch durch das Leben tragen sollten; — da aber auch ihre Lippen mir zusüßtesten: „Ich bin dein, dein auf ewig.“

So hatte ich dort auf dem meernähegelegenen Gilande das Kleinod gefunden, das Gott mir bestimmt, und ich war fest entschlossen, es mir sofort unwiderruflich zu eignen zu machen. Ohne Kampf sollte das allerdings nicht geschehen.

Meine Frau ist das einzige Kind einer altadeligen Familie Newvorpommerns. Ihr Vater, der in der Nähe von Stralsund ein bedeutendes Rittergut besaß, hatte sich in allzu kühne Spekulationen eingelassen und war zur Zeit des

allgemeinen europäischen Krachs gleich so manchem seiner Standesgenossen verarmt. Der Gram darüber zehrte an seinem Leben, nach kurzer Krankheit starb er. Die Mutter folgte ihm in wenigen Tagen nach und das junge neunzehnjährige Mädchen blieb allein zurück in dem Schloß ihrer Väter. Doch nicht lange. Noch betäubt von dem Doppelschlag, der sie betroffen, mußte sie es mit ansehen, wie die Gläubiger gleich hungrigen Raben über den Nachlaß ihrer Eltern herfielen, wie das Gericht alles verriegelte, was nur irgend von Werth war, ja, wie zuletzt sogar das Schloß öffentlich versteigert und an den Meistbietenden verkauft wurde. Nichts blieb ihr, als ihre Garderobe und einige Schmuckstücken, die sie als Kind von ihren Vätern als Geschenk erhalten hatte.

Da sie noch nicht großjährig war, so wurde ihr von Gerichts wegen ein Vormund gesetzt. Dieser, ein benachbarter Gutsbesitzer, übrigens als ein harter geiziger Mann und als derjenige bekannt, der dem Vater Elisabeths zu jenen waghalsigen Unternehmungen veranlaßt, aber zu rechter Zeit sich aus der Schlinge zu ziehen verstanden hatte, bezeigte nur geringe Lust, das junge Mädchen bei sich im Hause zu dulden, wo sie allerdings auch wenig Freude gewöh, dagegen über sich und die verstorbenen Eltern Anklagen und Vorwürfe ergehen lassen mußte.

Da nähere Verwandte nicht existirten, die entfernteren aber von der Verwandtschaft nichts wissen wollten, so bestimmte er kurzweg, daß Elisabeth sich ihr Brot selbst verdienen und als Gesellschafterin in ein hochadeliges Haus eintreten sollte. Die Unglückliche hat, ihr noch eine Zeit der Erholung, der Sammlung, der Vorbereitung zu gönnen. — „Unnütz! Kostet Geld, das nicht vorhanden!“ lautete die rauhe Entgegnung des Vormunds. Und erst als Elisabeth ihre Schmuckstücken zum Verkauf darbot, gestattete er, daß sie noch etliche Wochen auf dem nahen Kügel verweilen dürfte; zum ersten Juli aber sollte sie unbedingt ihre Stellung antreten. — An ihn also, den hartherzigen Vormund, hatte ich mich zu wenden; seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit Elisabeth war nach dem Gesetz erforderlich. Meine Braut unter dem Schutz der braven Förstersleute zurücklassend, machte ich mich auf den Weg.

Ich hielt es für das Beste, ohne alle Umschweife direkt auf mein Ziel loszusteuern. Kurz und bündig verlangte ich, nachdem ich ihm meine Verhältnisse auseinandergesetzt, von dem Vormund die Hand seiner Mündel. Aber ich kam übel an. Unter rohem Lachen fragte er mich, woher ich denn eigentlich den Muth nähme, um eine von Drevitz zu werben, die ihren Stammnamen von den alten Herzögen von Pommern ableiten könne.

Was ich dem zweifelhaften Ehrenmanne antwortete, will ich nicht wiederholen. Genuß, wir geriethen fest an einander, und wenn ich nicht alle Schleißen des Unmuths und der Verachtung, die mir der Mann einflößte, aufzog, so war einzig der Gedanke an meine Elisabeth die Ursache. Er verweigerte seine Zustimmung; Elisabeth solle und müsse in das gräßliche Haus, eine solche Stellung sei ihrer Familie und ihres Namens weit würdiger, als die Verbindung mit mir, und ich sei überhaupt

der letzte, dem er sie geben würde. Erst als ich eine Entscheidung des Gerichts herbeizuführen drohte und die Bemerkung einfließen ließ, daß alsdann noch Unannehmlichkeiten anderer Art für ihn entstehen könnten, zog er gelindere Saiten auf. Mürrisch bewilligte er, was er bei seinem schlechten Gewissen zu verweigern sich doch nicht getraute.

Vierzehn Tage später stand ich mit meiner Elisabeth in der kleinen Kirche zu P. vor dem Altar. Der alte Geistliche segnete uns ein.

Ogleich meine holde süße Frau wirklich an Leib und Seele genesen war und die Rosen auf ihren Wangen bereits anfangen aufzubühen, so hielt ich es dennoch für gerathen, ihr eine längere Erholung und Erfrischung zu gönnen, bevor ich sie in mein schlichtes Heim einführte. Eine längere Reise erschien mir dazu am dienlichsten. Der vom Minister telegraphisch erbetene Urlaub ward umgehend bewilligt, und so traten wir noch am Hochzeitstage die Fahrt nach dem Süden an.

Aber so schön die Welt erscheint, so verlockend es ist, unbelästigt von Sorgen und Kummermissen, selbst an der Seite der Geliebten, die schöne Welt zu durchschweifen, das wahre Glück, der wahre Friede blüht doch nur am häuslichen Herde, den ein liebes Weib dem unsterblichen Ranne aufbaut. — Weit später als ihr bin ich in diesen Hafen eingelaufen. Dank dem großen Gott im Himmel, daß er ihn mich hat erreichen —

„Und wie viel mehr,“ fiel hier die Frau Professorin, die während der letzten Worte sacht hinzugetreten war, ein, „wie viel mehr muß ich dem großen Gott droben danken, daß er mir armen Kinde Dich geschenkt, Dich, der den finstern Geist der Schwermuth und der Verzweiflung verjagt und den Geist der Liebe und des Friedens mir eingehaucht!“

Und mit einer Leidenschaftlichkeit, die, weil sie einer so reinen Quelle entsproh, auch die Gegenwart der Freunde nicht zu scheuen brauchte, schlang die schöne Frau ihre Arme um den Hals des geliebten Mannes und legte ihr Haupt an seine treue Brust.

„Meine Elisabeth!“ — Er vermochte nichts weiter zu sprechen, aber seine ganze Seele sprach aus diesen beiden Worten.

Als später die kleine Gesellschaft in der hell erleuchteten Veranda bei Tische saß, trat die Fröhlichkeit wieder in ihre Rechte und namentlich war es der Bau Rath, der es sich nicht nehmen ließ, neben dem Herrn Professor, dem Geburtstagskinde, auch der jungen Frau Professorin ein Lebehoch auszubringen. Er sprach — in launigen Worten — die Hoffnung aus, daß das „Aleeblatt“, nachdem es sich nunmehr in jeder Hinsicht verdoppelt, um so fester zusammenhalten werde; er wies darauf hin, daß der Professor nun erst ein wahres Pfingstkind geworden, da er am Pfingstfeste zum ersten Male diejenige erblickt, die seines Hauses Krone und seines Herzens Königin werden sollte; sie sei also in Wahrheit eine Pfingstbraut zu nennen und sie werde es daher nicht übel aufnehmen, wenn er, Redner, heut am Pfingstfeste, obgleich lange post festum, sein Glas leere auf das Wohl der Pfingstbraut!

Die Elektrizität im Dienste der Seeresleitung.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 74.

Seit der Menschengeist den Funken des Blitzes sich dienstbar gemacht hat, und dasselbe Wort, von Raum und Zeit losgelöst, fast zur gleichen Minute über die ganze civilisirte Erde hin bis zu den entferntesten Stationen des Weltverkehrs erklingen kann, ist auch die Kriegstelegraphie, deren Anfänge man bis in das graue Alterthum verfolgen kann, in eine gänzlich neue Entwicklungsstufe getreten.

Schon Aeschylus erwähnt in seinem Trauerspiel Agamemnon, daß die Einnahme von Troja noch in derselben Nacht durch Signalfener nach Argos „telegraphirt“ wurde, und Herodot erzählt, daß der König Perseus förmliche Linien einrichtete, auf denen er sich alle wichtigen Mittheilungen durch Fackelsignale melden ließ. Als direkter Vorläufer des heutigen elektrischen Telegraphen kann man jedoch erst den im Jahre

1790 von Chappe erfundenen optischen oder Kugeltelegraphen bezeichnen, aus dessen Benutzung Napoleon I große Vortheile zu ziehen wußte.

Die erste Verwendung des elektrischen Telegraphen für Kriegszwecke fällt in die Jahre des Aufstandes der indischen Kolonien gegen die englische Herrschaft. Die Belämpfung der Eingeborenen konnte nur durch ein Zusammenwirken mehrerer getrennt marschirender Kolonnen erfolgreich geschehen, und es mußte bei der riesigen Ausdehnung der Operationslinien von der größten Wichtigkeit sein, einen ununterbrochenen schnellen Nachrichtenverkehr mit ihnen zu unterhalten, wie er nur durch schnell ausgelegte Telegraphenlinien, die sich den Bewegungen der Truppen anschmiegen, erzielt werden konnte. Auch bei der Belagerung von Sebastopol leistete eine, allerdings nur auf

eine kurze Strecke gebaute Linie die besten Dienste, so daß bereits im Jahre 1856 die preussische Heeresleitung — als die erste aller europäischen Armeen — die permanente Einführung des elektro-magnetischen Telegraphen bei der Armee anordnete und so eine Grundlage schuf, auf welcher sich, von Versuch zu Versuch weiterschreitend und immer mehr praktische Erfahrungen sammelnd, endlich jenes Feldtelegraphensystem aufbaute, mit dem Deutschland später die staunende Welt überraschte.

Inzwischen waren aber auch in anderen Staaten sowohl mannigfache Friedensversuche — besonders in Frankreich in den Lagern von Satory und Chalons, von England in Chatham — gemacht worden; ebenso hatten auch die Feldzüge von 1857 in Algier, 1859—61 in Italien und vor allem der amerikanische Bürgerkrieg Gelegenheit geboten, diesen Friedensversuchen die Unterlage tatsächlicher Erfahrung zu geben — waren doch allein während des letzteren Krieges 5000 englische Meilen Leitung auf dem Lande und 40 Meilen im Wasser ausgelegt worden.

Gegen diese Leistung erscheint allerdings die Wirksamkeit der preussischen Telegraphenabteilungen, welche zu den Feldzügen 1864 und 1866 formirt wurden, gering, aber der Feldzug 1870 bewies, daß gerade die deutsche Armee sich die Erfahrungen anderer Heere voll und ganz zu Nutze gemacht hatte. Die Tüchtigkeit des Materials, verbunden mit einer geradezu genial zu nennenden Organisation war im Stande, selbst den höchsten Anforderungen zu genügen. Der Schwerpunkt des Ganzen lag in der Verbindung, in dem gemeinsamen Zusammenwirken der Staats-telegraphie mit den erst bei Beginn des Krieges formirten Feldtelegraphenabteilungen. Wenige Worte werden dieses Zusammenwirken charakterisiren:

Schon während der Mobilmachung und des Aufmarsches der Armee werden die Feldtelegraphenabteilungen von der nächsten Reichstelegraphenstation, welche dann zur Sammel- (Central-) Station wird, ausgehend, die Verbindungen mit den einzelnen Kommandos herzustellen haben. Von der Sammelstation nach den militärisch wichtigen Punkten des Reiches, vor allem nach der Hauptstadt, bleibt dann der Dienst in den Händen der Reichsbeamten, welche die innerste oder erste Zone der Kriegstelegraphie bilden. Mit dem beginnenden Vormarsch der Armee spinnst sich auch das von den Feldabteilungen gebildete Netz immer weiter aus und bald wird mit den zunehmenden Entfernungen die Nothwendigkeit eintreten, zwischen den ständig hergestellten Feldleitungen und der Sammelstation Linien einzuschleichen, deren Bau einen stabileren, mehr permanenten Charakter trägt. Diese bilden die Etappen- oder zweite Zone und werden von den Etappentelegraphenabteilungen, welche nur einen militärisch organisirten Wagentrain haben, im übrigen aber von Telegraphenbeamten geleitet werden, wenn möglich im Anschluß an die vorhandenen Linien des feindlichen Gebietes hergestellt. Die bereits vorher erwähnten, von den Feldtelegraphenabteilungen gebauten und bedienten Feldlinien bilden alsdann die letzte und dritte Zone des ganzen Systems, müssen jedenfalls alle Oberkommandos stets in Verbindung mit der Sammelstation halten und wenn möglich selbst dem Gros der Avantgarde folgen. In neuester Zeit beschäftigt man sich sogar mit der Absicht, noch eine weitere vierte Zone dadurch zu schaffen, daß man tragbare Stationen, mit einem ganz leichten Leitungsdraht verbunden, bis in die äußerste Vorpostenkette, ja bis in die Gefechtslinie selbst vorzieht.

Die Feldabteilungen 1—7 erbauten 1870/71 nach offiziellen Angaben im ganzen 110 Meilen Feld- und 14 Meilen stabiler Leitung und stellten 359 Meilen vorgefundener französischer Linien wieder her; die Etappenabteilungen 1—5 erbauten 87 Meilen Feld- und 90 Meilen stabiler Leitung und rekonstruirten 710 Meilen; die beiden bairischen Abteilungen und die württembergische Abtheilung endlich errichteten zusammen 40 Meilen neuer Leitung und setzten 29 Meilen wieder in Betrieb. Am Schluß des Feldzuges waren 91 Stationen auf französischem Gebiete mit 1587 Meilen Drahtleitung verbunden, zu welcher Gesamtleistung der deutschen Telegraphie noch die Weiterausdehnung der vorhandenen Leitungen an den deutschen Küsten

hinzugerechnet werden muß, welche 425½ Meilen Drahtleitung mit 44 Stationen umfaßte.

Hauptmann Buchholz vom königlich preussischen Eisenbahregiment gibt in seinem vortrefflichen Buche „Die Kriegstelegraphie“ folgende Uebersicht über die Ausdehnung des Betriebes im Monat Februar 1871: „Von Versailles aus dehnte sich das Telegraphennetz der deutschen Heeresleitung gegen Norden über Pontoise und Rouen bis Amiens, gegen Westen über Dreux und Chartres bis Orleans und Blois, gegen Süden und Südosten über Lagny, Auxerre bis Dijon aus. Lagny als zweiter Knotenpunkt bewirkte die Vermittelung der Korrespondenz zwischen dem Hauptquartier und der bei Paris stehenden Armee mit der Heimat; die ungeheure Korrespondenz wurde von hier aus auf drei Linien mit etwa 10 Leitungen ausgeführt. Auf dem Kriegsschauplatz selbst waren 114 mobile und 425 nicht mobile Telegraphenbeamte beschäftigt. Um einen annähernden Begriff von ihrer Thätigkeit zu geben, wird die Angabe genügen, daß allein in Versailles vom 20. Januar bis 25. Februar täglich durchschnittlich 10 Feld- und 32 Staats-telegraphisten beschäftigt waren, von denen erstere täglich im Durchschnitt 172 und letztere 912 Depeschen abgegeben haben.“

Auf französischer Seite beschränkte der ungünstige Verlauf des Feldzuges die Leistungen der bereits 1868 formirten „Feldtelegraphenbrigade“ von Anfang an und nahm, nachdem dieselbe mit der Armee Bazaines in Metz eingeschlossen worden war, der Heeresleitung die Möglichkeit umfassender Verwendung; über die Thätigkeit der in den späteren Perioden des Feldzuges nothwendig gewordenen Reformationen verlaute wenig Authentisches, obwohl z. B. die Verbindung der Forts von Paris der Vertheidigung jedenfalls wesentliche Dienste geleistet hat.

Welches sind nun aber die Aufgaben, zu deren Erfüllung ein so umfangreicher Organismus geschaffen wird, welches die Ziele, denen die Feldtelegraphie nachstreben muß?

Die mächtigen Heere der Neuzeit geben — von vornherein in verschiedene getrennt marchirende Kolonnen zerfallen — unseren heutigen Kriegsschauplätzen eine solche Ausdehnung, unsere Operationslinien sind meist so lang, daß nur durch den Telegraphen ein geordnetes Meldewesen ermöglicht wird, welches die größte denkbare Schnelligkeit mit möglichster Zuverlässigkeit vereint! Klar liegt vor dem Auge des Oberfeldherrn in jedem Augenblick die Situation der einzelnen Heereskörper, seine Anfragen wie seine Befehle erreichen die Unterführer ebenso schnell, als ihn selbst deren Meldungen — wenige Minuten meist und er hat die Kontrolle darüber in der Hand, ob er verstanden, ob seine Disposition richtig aufgefaßt und befolgt ist. Die Heimat mit ihren Hülfquellen und Reserviren ist ihm näher gerückt, und mehr als einmal im letzten Feldzug erhielten wir per Draht über London wichtige Nachrichten über beabsichtigte Operationen des Feindes. Der elektrische Draht nähert dem Entschluß die Ausführung, das Können dem Willen, und gibt dadurch auch den umfassendsten strategischen Operationen eine Einheit, welche erst zu den Errungenschaften der letzten Feldzüge gehört.

Aber auch auf dem Gebiete der Taktik, auf dem Schlachtfeld selbst, wird in Zukunft sicher der Feldtelegraph eine nicht unwesentliche Rolle spielen; bei vorbereiteten Stellungen kann er die weit hingestreckten Positionen verbinden und besonders im Vorpostendienst den Meldungen eine Zuverlässigkeit, Klarheit und vor allem Schnelligkeit geben, deren Fehlen bisher oft von den schwerwiegendsten Folgen begleitet wurde. Bei den Kiefernstellungen der Neuzeit ist die erfolgreiche Durchführung einer Cernirung kaum ohne ein die einzelnen Kommandostäbe unter einander und mit der Vorpostenkette selbst verbindendes Telegraphennetz denkbar.

Für diese weiteste Ausdehnung der Anwendung der modernen Kriegsmittel sind, wie schon erwähnt, in den letzten Jahren verschiedene tragbare Apparate konstruirt worden, von denen wir hier nur den Trouw'schen, den sogenannten Aldermann'schen Telologen, und in erster Linie den nach der Initiative des obengenannten königlich preussischen Hauptmann Buchholz, von dem Oberingenieur Fritschen der Siemens & Halske'schen Fabrik konstruirten portativen Feldtelegraphenapparat nennen.

Diese neueste Konstruktion, zu deren Bedienung nur ein Unteroffizier und zwei Mann erforderlich sind, scheint alle Bedingungen der Lebensfähigkeit in sich zu tragen. Sie besteht im wesentlichen aus zwei kleinen Morse-Farbschreibern mit einer Batterie Siemens & Halske'scher Pappenelemente und benutzt als Leitung ein etwa drei Millimeter starkes isolirtes Kabel. Der neue „Vorpостentelegraph“ gestattet innerhalb zehn Minuten zweitausend Meter entfernte Stationen zu errichten und in vollkommene Verbindung zu setzen; räumlich ist er für den Transport so geschickt in zwei Tornister, welche den Leitungsdraht und vier kleine Kästen, welche die Elemente und den Morseapparat enthalten, verpackt, daß er auch in dieser Beziehung allen Anforderungen entspricht. Wie wir hören, hat auch die russische Regierung bei der genannten Fabrik bereits eine umfangreiche Bestellung gemacht.

Das Telephon, die geniale Erfindung unseres Landsmannes Reis, ist ebenfalls zu ausgedehnten Versuchen herangezogen worden; so vielseitig aber auf den ersten Eindruck hin seine Vorzüge auch für die Militärs Telegraphie erscheinen mögen, seine praktische Verwerthbarkeit ist doch durch den Ausschluß einer genügenden Kontrolle des gesprochenen Wortes stark in Frage gestellt, während der Morseapparat in dem das Telegramm enthaltenden Papierstreifen diesem stets eine gewisser-

maßen angemessene Unterlage gibt. Vielleicht gelingt es jedoch dem rastlos fortschreitenden menschlichen Erfindungsgeist, auch für das Telephon in nicht allzuerner Zeit einen Ergänzungsapparat herzustellen, welcher der ebenso sinnreichen wie einfachen Konstruktion des „Fernsprechers“ gewiß eine fast unumschränkte Anwendung sichern würde.

Noch besitzt Deutschland keine Friedensorganisation für die Kriegstelegraphie, sondern es wird nur das Ausrüstungsmaterial für die bei der Mobilmachung neu zu formirenden Feldtelegraphenabtheilungen bei den Pionierbataillonen aufbewahrt. Jährliche Kommandos von je einem Offizier und einer größeren Zahl Unteroffiziere zur Staatstelegraphie sichern für den Ernstfall einen Stamm von Borgelegten, und die umfangreiche Organisation der Militärs Telegraphenstationen in Berlin, welche alle Kasernen mit der Kommandantur zc. in Verbindung setzen und nur von Unteroffizieren bedient werden, gewährt mannigfache Gelegenheit zur weiteren Fortbildung. In Rußland, Belgien, Italien, England, Schweden dagegen besteht schon im Frieden ein Stamm für die entsprechende Kriegsformation, und es kann sicher nur als wünschenswerth bezeichnet werden und ist wohl auch nur eine Frage der Zeit, daß eine stehende „Telegraphentruppe“ in den Friedensetat des deutschen Heeres eingefügt wird. Hanns von Spielberg.

Auch ein Feldzug.

Humoreske von Karl Storch.

Nachdruck verboten.
Jes. v. 11. / VL 70.

Am 20. Juli 1870 wogte und drängte sich in dem hart an der Saale gelegenen Garten der „Felsenburg“ unweit Halle eine erregte Menge von Studenten. Die napoleonische Kriegserklärung hatte in den fröhlichen Herzen wie ein Blitz gezündet, und die hohe Begeisterung und kampfesfröhlichen Muthes schlug hellleuchtend empor. Vergessen waren alle jene kleinlichen Zwiste, wie sie so oft zwischen den Vertretern der Farbenstudenten und Nichtfarbenstudenten einerseits, und zwischen den Corps, Landsmannschaften und Verbindungen andererseits entbrennen; vergessen waren die verschiedenen Interessen, denen man Prinzips halber huldigte: mit dem sich einenden Deutschland war auch die Halle'sche Studentenschaft einig geworden. Ein Anschlag am schwarzen Brette hatte die studierende Jugend auf die „Felsenburg“ berufen, und „alle, alle kamen“. Arm in Arm wandelte der Francone mit dem Normannen, der Preuße mit dem „Kameel“, der Wingolf vertrug sich mit dem Solinger, der Alemanne mit dem Schateppearaner, und so gab die wogende einige Menge von einigen hundert Studenten ein kleines aber getreues Abbild von den deutschen Völkern, die sich in schwerer Stunde und in einer großen Sache treu zusammengefunden.

„Ad loca!“ tönte es jetzt von dem Tische des Kommittees herüber, das die Versammlung berufen hatte. Es galt für die vielföpfige Menge einen geeigneten Präses zu finden, und nach kurzer Berathung einte man sich in der Person eines bildschönen Fredericianers mit blondem wallenden Vollbarte. Ihm hatte die seltene Gabe und Gewalt seiner Rede schon längst den Namen des „Volkstribunen“ erobert. Er nahm die Wahl dankend an, las unter lauten Zurufen die französische Kriegserklärung vor und schloß daran eine markvolle kernige Ansprache, die mit der Aufforderung endete: „Jeder der Anwesenden stelle sich dem Vaterlande mit Gut und Blut, mit kräftigen Arm und mit hilfreicher Liebe!“ Als Antwort darauf brach die „Wacht am Rhein“ los, so mächtig und überwältigend, wie sie bis dahin noch nicht gehört war. Ueber die Saale hinweg rauschten die stolzen Wellen des deutschen Liedes und zurück wogten sie wieder, um aufs neue alles im brausenden Strome in das hohe Meer patriotischer Begeisterung fortzureißen. Da war keiner, dem das Herz in dieser Stunde nicht überwallte, und manche Thräne sah man in den leuchtenden Augen erglänzen. Es war ein hoher Ehrentag für die Halle'sche Studentenschaft, und so lange es noch deutsche Studenten gibt, wird er es bleiben.

Und als nun der lange Zug sich über den Markt hin

zur Kommandantur bewegte, und immer und immer wieder die „Wacht am Rhein“ aufschaukte, stets neu und siegesfreudig, da thaten sich die Fenster auf, und Fahnen wehten hinein in den fröhlich-ernsten Jubel, und Grüße flogen herüber und hinüber. Vor der Kommandantur, der Wohnung des nun verstorbenen trefflichen Steinhart gegenüber, hielt der Zug, und für einen Augenblick stauten sich die Wellen. Noch sehe ich Steinharts freundliche milde Gestalt, wie sie der jungen Schar Gruß um Gruß zuwinkte, und noch höre ich den Jubel, der aus den Kehlen hervorbrach, als man des verehrten Lehrers ansichtig wurde. Er versuchte zu reden, aber seine Worte verklungen in der stürmischen „Wacht am Rhein“.

Wenige Tage darauf rückten die Sechshundachtziger in das Feld. Das Regiment bestand zum großen Theile aus Studenten. Still und ernst verhielt sich die über den Morihplatz drängende Menge; der erste Jubel war verrauscht und hatte erstere Gedanken Platz gemacht. Für viele war ja dieser Abschied ein Abschied auf ewig! Ach, sie liegen draußen nun unter dem Rasen, und das deutsche Herz, das so hoch geschlagen, hat sich verblutet! Und ihnen nach sind andere in das Grab gestiegen, gebrochen an der übermenschlichen Arbeit, geknickt vom Schmerz und Kummer über das, was sie verloren! Es war eine ernste Stunde: wir haben es ja selbst mit erlebt, und das Herz krampt sich schmerzlich zusammen, wenn wir ihrer gedenken.

Abseits stand ein junger, kaum siebzehnjähriger Student mit blondem Haar und rothen Wangen. Es war ihm weh und eigen um das junge Herz: die da hinausziehen in den „frischen fröhlichen Krieg“ waren ihm zum größten Theil eng befreundet oder nahe bekannt. Mit ihnen zugleich hatte er sich „gestellt“, als „zu schwach“ war er aber zurückgewiesen. Und doch schlug ihm in der Brust ein Herz, so stark und muthig, doch waren seine Gedanken nur auf das Eine gerichtet, das alle zu den Waffen getrieben hatte — aber er war „zu schwach“, und wohl oder übel sollte seine freitlustige Hand statt der Muskete die Feder, in der die Tinte längst eingetrocknet war, weiter führen. Ich glaube gar, der kleine Specht, so war der Name des blonden Jungen, weinte, als die studentische Schar an ihm vorbeizog; er weinte über seinen kleinen zarten Körperbau und über die Härte des untersuchenden Arztes. Er weinte wirklich!

Nicht weit von ihm ragte die hohe breitshulterige Gestalt eines Mannes von etwa siebenundzwanzig Jahren aus der Menge hervor. Das männliche Gesicht mit dem blonden

Schnurr- und Kinnbart passte zu der kräftigen, stark gebogenen Nase und dem energischen, nicht unehönen Munde. Nachlässig hing über der mächtigen Schulter das breite Plaid und nachlässig sah der breitkrempige Panama auf dem charakteristischen Kopfe. Lange sah er den Abziehenden nach, und auch er mochte wünschen, Theilnehmer an dem Kampfe für ein Land zu sein, dem er — ein Ausländer der Geburt nach — durch Familienbände eng verknüpft war. Seit zwei Jahren in Halle dem Studium der Naturwissenschaften obliegend, hatte er sich jetzt der preussischen Fahne unterstellen wollen, zu seinem Leidwesen aber erfahren müssen, daß er als englischer Untertan nicht so ohne weiteres den blauen Waffenrock tragen dürfe. So war er von der militärischen Kommission zurückgeschoben. Als die Regimentsmusik in der Ferne verhallte und die letzten Bajonette noch einmal aufblitzten, trat er, um eines Hauptes Länge die Menge überragend, auf Specht zu, den er im Hause eines hochgesinnten Halleischen Bürgers näher kennen gelernt hatte.

„Ach glaube gar, Spechtlein, Du weinst!“ rief er dem Kleinen mit der dem Ausländer eigenen scharfen Betonung der einzelnen Silben zu. Specht sah ihn groß an, fuhr dann mit der Hand über das nasse Auge, schritt noch unter Thränen lächelnd auf ihn zu und hing sich, ein leichter Ballast in des Langen Arm.

„Was soll ich es leugnen!“ sprach Specht zu ihm herauf, „ja, ich habe geweint, als ich die braven Burche abziehen sah. Im Kolleg sitzen, Dogmengeschichte traktiren, während draußen die Angeln pfeifen — das will mir wenig gefallen! Ach, könntest Du mir doch nur etwas von Deiner Hünengestalt abgeben; Du bleibst immer noch ein Goliath, und ich wäre dann nicht als „Schwächling“ schände zurückgewiesen.“ Lächelnd sah der Große auf den kleinen Freund herab.

„Ruhig Blut, mein Spechtlein! Es ist am Ende so am besten: Deine Schulter ist ja doch zu schmal für die Brust. Aber ich habe etwas anderes und besseres. Lies mal hier in der Zeitung den fettgedruckten Passus!“

Specht las, und seine Augen leuchteten, und wenn er größer gewesen wäre, so wäre er dem langen Freund um den Hals gefallen und hätte ihn geküßt. Ja, er hätte ihn auf offener Straße geküßt, wenn ihm seine Kleinheit nicht ein unüberwindliches Hemmnis bereitet hätte; so begnügte er sich damit, einmal über das andere des Riesen Hände zu drücken und lebhaft auf dem Trottoir hin- und herzutanzten.

„Das ist ja köstlich!“ jubelte er, „und kleine Leute werden auch genommen?“

Der Lange nickte.

„Ja, da wollen wir uns doch auf den Weg machen — und Vogel von Falkenstein führt die kühne Schar?“

Der Lange nickte abermals.

In ganz Halle gab es an diesem Tage wohl kein fröhlicheres Menschenkind als den kleinen Specht. Sein kühnster Traum sollte in Erfüllung gehen, und schon sah er sich im Geiste kämpfend und ringend mit den Rothhosen. Der bewußte Zeitungsartikel hatte ihn in eine ungeheure Aufregung hineingetrieben, sein ganzes Herz war zum Ueberlaufen voll von patriotischen Gefühlen und Gedanken. Man hatte damals die Absicht, an der Nordseeküste eine Freischar zu bilden, und nach einer Mittheilung jener Zeitung sollte der Gouverneur von Hannover, General Vogel von Falkenstein, die Verteidigung der Küste leiten. Specht und Hahn — so hieß der andere — sind damals nicht die einzigen gewesen, die auf jene aufregende Notiz hin nach dem Norden zogen, um die bedrohte Küste zu bewachen und zu schützen.

Alle die kühnen Gestalten der Lügower tauchten vor Spechts Augen auf, als der abenteuerliche Gedanke zur Wirklichkeit werden sollte. Mit einem stolzen, fast glaube ich, hochmüthigen Blicke verabschiedete er sich von den treuen Kameraden, die ihn zum Bahnhof geleiteten. „Federfuchser“ murmelte er, „wir schreiben mit dem scharfen Schwerte.“

Nun wissen wir ja alle noch, wie in jenen kriegerischen Tagen das Militär über sämtliche Eisenbahnlinien verfügte und mit welchen Schwierigkeiten die Beförderung von Privatpersonen verknüpft war. Wir finden daher, während unsere

Helden vom Schaffner zum Inspektor und vom Inspektor zum Billetschalter eilen, vollaus Gelegenheit, das hochgemuthete Paar anzuschauen. Gar seltsam war es ausgerüstet. Spechts imponirende Persönlichkeit steckte bis zur Hälfte in riesigen Wasserstiefeln. „Man kann nicht wissen,“ hatte er gesagt, „wie lange man auf der Düne oder im Wasser stehen muß und besser ist besser!“ An die Stiefelschäfte schlug ein ledernes Futteral, dem Anscheine nach die friedliche Hülle für ein scharfes Beil, dessen Stiel oben herauschaute. „Wenn es zum mörderischen Einzelkampfe kommt und das kann nicht ausbleiben,“ so salbte er, „thut ein Beil oft Wunderdinge! Man kann damit Menschenhäupter wie Mohndöpfe abschlagen.“ Ueber der linken Schulter hing die wohl gepackte lederne Tasche, und von der rechten herab baumelte ein langes Fernrohr. „Die Gläser sind so scharf, daß man ein feindliches Schiff bis auf wer weiß wie viele Knoten erkennen kann, und das ist viel werth!“ Das Haupt, das blonde ungeschulbige, bedeckte eine abgetragene Feuerwehrlappe, gefeilt gegen Hieb und Stich. Andere nothwendige Kleidungs- und Waffensstücke wollte man im Norden, auf der Wahlstatt erstehen oder erobern. Hahn war Spechts würdiges Seitenstück. Er war ganz in Nanting gekleidet, gelb in gelb. „Bei der Julihige,“ meinte er, „kann sich ein verständiger Mensch gar nicht genug vor dem Sonnenstiche schützen.“ An seinem Arm hing, wie ein Spielzeug, eine gute doppelläufige Büchse, an der Seite eine umfangreiche Feldflasche, in der Hand hielt er zusammengeroßelt eine Spezialart von Ostfriesland und „den unliegenden Ortshafen.“ „Das ist das Wichtigste! Wenn man nicht weiß, wie ein Land geographisch aussieht, kann man sich leicht verirren.“ Den ganzen mächtigen Körperbau überschattete der uns wohlbekannte breite Panama. So stand die Halleische Küstenwacht am Schalter.

Nach vielen Bitten und Drängen nahm ein Güterzug die Kämpfer auf.

„Wie lange fahren wir nach Hannover, Herr Oberschaffner?“

„Das weiß Gott! Hier bis fünf Tage!“

„Aber wir haben Eile; wir gehören zur Küstenwacht!“

„Sie auch? — und ein malitios-komischer Seitenblick streifte den kleinen Specht. — „Na, Sie werden was Schönes bewachen!“

Specht war niedergedonnert. So durfte man einen Vaterlandsverteidiger verhöhnen? Das war schändlich! Gewiß, es war auch schändlich, und wenn Specht sein junges Leben nicht für das Vaterland hätte sporen müssen, er wäre ohne Zweifel dem Unverschämten nachgeeilt und hätte mit ihm einen Kampf gekämpft auf Leben und Tod. So lehnte er sich resignirt in eine Wagenecke und „langsam aber sicher“ schob sich der Zug vorwärts. Schon auf der ersten Station erklärte der Schaffner, man habe hier zur Genüge Zeit, einige Partien Kegel zu schieben; es seien draußen schon einige Herren, die mit Vergnügen am Spiele Theil nehmen würden.

„Das wird gut,“ murmelte Hahn in den Bart, „Spechtlein, was meinst Du, wollen wir an der „wilden verwegenen Jagd“ theil nehmen?“

So stieg man denn aus, schob eine Partie nach der anderen, und als die Sonne hoch am Himmel stand, schirrte man das faule Dampfroß wieder an. Es sollte noch besser kommen. In Cöthen durfte man sich einige Stunden sonnen, in Schönebed wurden die Salzwerke in Augenschein genommen, und als der Mond über die Zinnen von Magdeburg aufleuchtete, fuhr schwerfällig und müde der Zug mit der „Küstenwacht“ in die Mauern. Ja, so ging es in jenen Tagen! An eine Fortsetzung der Fahrt war fürs erste nicht zu denken, und doch durfte man sich nicht allzu weit vom Bahnhofe entfernen, wenn man nicht eine passende Fahrgelegenheit versäumen wollte. Ich weiß nicht, wie lange unsere Helden in der Nacht auf dem unehönen alten Bahnhofe herumhülfenderten, nur das eine darf ich verrathen, daß sich Specht mit der ganzen ungefümmten Sehnsucht seines Herzens nach dem weichen Federbette zurücksehnte. Aber er duldete still wie der göttliche Odysseus, und in dunkeln Umrisen sah er in der Ferne sein Ithaka, das Land seiner Träume.

Am zweiten Tage erreichte man unter unsäglichen Müh-

salen, staubbedeckt, sonnenverbrannt Braunschweig, am dritten, geistig wie körperlich völlig rebusirt, niedergeschlagen und todesmatt Hannover.

„Land, Land!“ rief Specht, als der Zug endlich hielt.

Am Abend finden wir unsere Helden in dem feenhaften Tivoligarten. Da rauschen die Fontänen, und da rauscht die Musik, da wogt und wallt ein gewähltes Publikum durch die magisch erleuchteten Laubengänge, da tönt lustiger Scherz und silberbelles Lachen aus versteinerten Grotten, ein Bild so lebendig und anmuthig, daß Specht sich daran nicht satt sehen und Hahn, der „fremde Länder und Städte“ kannte, sich nicht genug an den entzückten Zügen des tapferen Mitkämpfers weiden konnte. Und als nun vom hoch gelegenen Musikpavillon her die „Wacht am Rhein“ erklang und Alt und Jung in den männlichen Gesang einstimmte, da leuchteten seine müden Augen wieder im alten Feuer, und klar wurde ihm wieder das Bewußtsein seiner „hohen Mission“.

„Bei uns heißt es auch: per aspera ad astra,“ meinte er zu Hahn. „Doffentlich liegen die aspera hinter uns und die astra steigen am Himmel auf. Meinst Du nicht auch?“ „Kann man alles nicht wissen,“ erwiderte Hahn. „Jedenfalls wissen wir morgen, woran wir sind, und dann kann es losgehen!“

„Ja, dann kann es losgehen!“

„Was kann losgehen?“ fragte vom Nebentische herüber ein alter einfacher Mann, den man bis dahin nicht bemerkt hatte. „Wir sind Küstenwächter,“ sprach Specht belehrend, „der Feldzug kann beginnen.“

Wieder streifte unsern Kleinen der malitiös-komische Seitenblick, den er noch von Halle aus im Gedächtniß hatte. In seiner ganzen Größe sprang er vom Sitze auf, nahm eine bewunderungswürdige Attitüde an und perorirte:

„Ja, Herr, es wird losgehen! Und wer es nicht glaubt, der mag mitkommen und zusehen, wie wir uns schlagen werden. Ja, Herr, wir werden keinen Pardon geben, schlachten wollen wir, niederhauen, mekeln, zu Boden schlagen, massakriren, Blut vergießen und vernichten, was uns unter die Füße kommt.“

Specht sah in diesem Momente wahrhaft großartig aus, ungefähr wie ein Löwe, der im Begriffe steht, das erste Blut mit Behagen einzuzulassen. Der alte Mann schüttelte nur den Kopf, stand auf und sagte im Weggehen: „So jung noch und schon so schlecht!“

Schlecht war nun Specht nicht, er war ja, wie wir alle wissen, ein herzenguter Kerl. Aber der alte Mann hatte es ihm angethan, und er wußte selbst nicht, wie es kam, er sah mit einem Male die lieben süßen Gestalten des Elternhauses vor sich, die treue Mutter mit dem guten kammervollen Antlitz, den eristen Vater und die liebe kleine Schwester und — mit seiner Schlachtenwuth war es aus. In der Heimat sahen sie vielleicht und weinten, weinten über den ungestümen Jungen, der ohne Abschied hinausgezogen und „Vater und lieb' Mutter bößlich verlassen hat“.

„So jung noch und schon so schlecht,“ sprach er leise vor sich hin, nahm den Arm des Freundes und ging in sein Hotel. Man verklärt viel Herzeleid in acht Stunden. Am Morgen war Specht munter und frohlich wie immer, und wenn ich es recht weiß, so summete er während der stürmischen Toilette vor sich hin: „Lieb Vaterland, wir haben Acht, seht steht und treu die Küstenwacht!“ Heute mußte es sich ja entscheiden, wessen Armen das deutsche Meer anvertraut werden sollte. Schon um neun Uhr stand unser Heldenpaar im Wohnzimmer des Gouverneurs und wartete ungeduldig auf den Dienst thunenden Offizier. Beide hofften nicht anders, als daß der General von Falkenstein in eigener Person und mit offenen Armen ihnen entgegenkommen würde. Und das war doch gewiß eine bescheidene Hoffnung.

Jetzt öffnete sich die Thür, und heraus trat nicht der General selbst, sondern ein schön gewachsener Offizier in der kleidsamen Uniform der Dragoner. Tiefe, devote Verbeugung von Seiten unserer Freunde, dann die Frage nach der Existenz und dem Standorte der Freischar. Lächelnd sah der Offizier die Fragsteller an:

„Ihre Namen, meine Herren?“

„Hahn!“ Verbeugung.

„Specht!“ Verbeugung.

Um die Mundwinkel des Adjutanten zuckte es einen Augenblick und ein scharfer Blick aus dem dunkeln Auge traf die beiden:

„Ich bitte mir aus, daß Sie sich in so schwerer Zeit nicht etwa Scherze am unpassenden Orte erlauben! — Was sind Sie?“

„Studenten aus Halle!“

„Nun, dann lassen Sie schlechte Studententwige bei Seite,“ und fast drohend: „Ich bitte energisch um Ihre Namen.“

„Specht!“

„Hahn!“ Doppelte Verbeugung.

Jetzt erst merkten die Helden, um was es sich handelte. Wenig hätte gefehlt, so hätte Specht laut aufgelacht, und auch Hahn mußte mit aller Macht an sich halten. Der Offizier hatte geglaubt, daß „Specht und Hahn“ fingirte Namen seien, und mußte nun, als er die Legitimationspapiere geprüft, herzlich lachen.

„Seltsames Vogel paar!“ und dann äußerst liebenswürdig:

„Was steht zu Ihren Diensten?“

Hahn trug nun kurz und bündig seinen Plan, seine Hoffnungen und Wünsche vor. Aufmerksam hörte ihm der Offizier zu, bald den Kopf schüttelnd, bald in ein staunendes „Ah!“ ausbrechend und dann wieder die beiden von der Sohle bis zum Scheitel mustern. Solche Vögel waren ihm bis dahin noch nicht zugeslogen: so viel Patriotismus und Schwärmerci, so viel Muth und Wunderlichkeit, so viel Gutes und Edles neben so vielem Possenhaften hatte er wohl selten zusammen gesehen. Seine Miene drückte daher aufrichtiges Bedauern aus, als er erklären mußte:

„Meine Herren, Sie scheinen mir da einen ganz vergeblichen Weg gemacht zu haben, und ich bedauere herzlich, Ihrem Fluge hemmend entgegenzutreten zu müssen. Allerdings hat Se. Excellenz an der nordischen Küste ernste Maßregeln zu einer etwaigen Vertheidigung getroffen, aber es ist kaum glaublich, daß Excellenz die Formirung einer Freischar plant. Sie sehen mich verwundert an — es ist wirklich so, wie ich Ihnen sage! An der Küste ist alles zum Kampfe gerüstet, unsere braven Ostfriesländer und Schleswiger stehen ihren Mann, die Bevölkerung ist mit Munition und Waffen versehen, längs der Küste lauern Torpedos auf die feindlichen Schiffe, das scheint ausreichend zu sein einer Flotte gegenüber, die mehr auf dem Papiere, als in der Wirklichkeit besteht. Ich bedauere wirklich — aber was wollten Sie dort oben? Kennen Sie die Natur des Landes und die Schrecken des Meeres? Sind Sie mit den hunderterten von Gefahren vertraut, denen der Küstenbewohner entgegenzutreten muß?“

Befinnungslos starrte der kleine Specht ins Leere. So sieht der Wüstensohn das zauberhafte Trugbild der Fata Morgana in der heißen Luft zerrinnen; einen Augenblick will er noch die Umrisse fest halten, dann ist es verschwunden, und um ihn gähnt die trostlose Wüste. Die blutlosen Lippen thaten sich auf, und kleinlaut frag er:

„Und so wäre es nichts mit der Küstenwacht?“

„Hier gewiß nicht! Wollen Sie noch einen Versuch machen, so wenden Sie sich einmal an Se. Excellenz den Herrn General von Ebel in Schleswig; vielleicht kann man dort auf Ihre Wünsche eingehen. Etwas Sichereres kann ich Ihnen freilich nicht versprechen. Reisen Sie in Gottes Namen! Viel Glück auf den Weg!“

Und mit einem höflichen Gruße trat er zurück.

„Schönes Glück!“ rang es sich mühsam aus Spechts treuer Brust. „Tage lang auf der Bahn fahren, Staub schluden, vor Hitze umkommen, um zuletzt ausgelacht zu werden, als ob man eine Vogelschenke wäre!“

„Nimm mir's nicht übel,“ erwiderte Hahn in spöttischer Ruhe, „viel fehlt nicht, und Du siehst gerade so aus.“ „Auch Du, mein Sohn Brutus!“ senzte der Kleine und wandte am Arme des Nejen nach dem Bahnhofe.

Von dem reisenden Publikum angestaunt und heimlich ver-

lacht, mit sich selbst zerfallen und in allen Hoffnungen vernichtet, konnte selbst die Fahrt durch die blühenden, eichenumkränzten Auen Hofsteins und Schleswigs den verlorenen Muth nicht wieder erneuern. Und als man nun in Schleswig (Stadt) dieselbe Scene erlebt hatte wie in Hannover, dieselbe Entrüstung über die unverschuldete Komit der Namen und der kontrastierenden Gestalten, dieselbe Abweisung und dasselbe Bedauern, da schloß Specht die Augen und schlief, in voller Resignation und stiller Ergebung in das Unvermeidliche, von Schleswig bis Elmshorn in einer Tour.

Er erwachte gerade, als Hahn einem gegenüberstehenden Herrn die ganze Leidensgeschichte erzählt hatte.

„Ja,“ sagte der Fremde, „da sind Sie auf falscher Fährte gewesen. Das ganze Unternehmen ist ein privates und hat mit dem Militärkommando vorläufig gar nichts zu thun. Ich kann Ihnen nur rathen, in Hamburg auszustiegen und sich an den Hauptmann a. D. von Lagemann zu wenden; der hat sich an die Spitze der muthigen Schar gestellt und wird Sie mit Freunden begrüßen.“

Dabei sah der fremde Herr so freundlich aus, lachte so schelmisch, daß in Specht die alten Ideen wieder aufstauten. Wiederholt stäubte er das Fernrohr ab, mit einem zärtlichen Blicke sah er das Weil an, und sein Inneres jubelte und sang: „Du Weil an meiner Linken, was soll dein freundlich Blinken!“ Freicorps! war wieder das Feldgeschrei und Lagemann die Parole.

Armer Specht! Der Herr war nur zu freundlich gewesen, und Du hattest nicht bemerkt, wie der Fuchschwanz aus seinem Auge hing.

Wir eilen zum Schlußtableau. Die Wohnung von Lagemanns war uns schwer zu finden. Ein freundlicher alter Herr in militärisch straffer Haltung trat ihnen entgegen. Hahn wiederholte seine Rede und bat schließlich um Ordre und Stellung in dem v. Lagemannschen Corps.

„Gern, meine Herren. Darf ich fragen, wo Sie herkommen?“

„Von Halle.“

„Das ist weit. Und der Wunsch, meinem Corps beizutreten, hat Sie hergeführt? Das ist schön von Ihnen. Wir brauchen in dieser schweren Zeit Leute von Muth und Ausdauer. Wollen Sie sich gütigst morgen früh um neun auf dem Sammelplatze einstellen?“

Verbeugung.

„Ich danke Ihnen herzlich. Ihre Ausrüstung kaufen Sie am besten bei Samuel Cohn in der langen Gasse, ich kann das Geschäft empfehlen.“

„Ein Gewehr habe ich schon,“ bemerkte Hahn.

„Brauchen wir nicht. So gefährlich wird's nicht.“

„Und mein Fernrohr genügt wohl auch den Anforderungen?“ sprach Specht dazwischen und wollte es von der Schulter nehmen.

„Bitte, bitte,“ versetzte v. Lagemann, „ist völlig unnütz!“

„Aber das Weil?“

„Könnte unter Umständen von Nutzen sein.“ Und nach einer kleinen Pause: „Was ich noch sagen wollte, vergessen Sie den Löscheimer nicht!“

„Löscheimer?“ frag Hahn.

„Nun ja, wenn wir das Schiff in Brand geschossen haben!“ erwiderte led und sicher der kleine Specht.

„Sie haben seltsame Ideen, meine Herren! Sie waren wohl noch nie im Feuer?“

Schütteln des Hauptes und schnelle Antwort:

„Nein. Wir hoffen aber bald hineinzukommen!“

„Gewiß, wir haben ja hier fast täglich Feuer, und wenn meine Löschemannschaft, mein braves Corps —“

Entsetzt und voll schrecklicher Ahnungen sprang die Küstenwacht zurück, sah den Kommandeur noch einmal an, eilte zur Thür und war verschwunden.

„Nicht recht richtig!“ murmelte v. Lagemann mit einer sehr bezeichnenden Handbewegung. „Nicht recht richtig!“

Wir sind mit unseren Helden am Ende der abenteuerlichen Kriegsfahrt. Halb todt kamen sie gerade in Halle an, als die Nachricht von der Schlacht bei Wörth im Sturme durch die Straßen flog. In dem allgemeinen Drängen und Jubeln wurden sie von Bekannten nicht bemerkt und fanden so die erwünschte Gelegenheit, sich in das stille Heim zu schleichen. Specht hat den verfehlten Kriegszug lange nicht verwinden können; Hahn, dem es wohl nie Ernst gewesen war mit der abenteuerlichen Idee, setzte sich bald darüber hinweg und pflegte Specht mit den Worten zu necken:

„Spechtlein, als wir noch Küstenwächter waren, da war es anders! Nicht wahr?“

Und Specht verhäßte dann jedesmal sein Haupt und gedachte vergangener Zeiten.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

„Welche Blasphemien, Graf!“ wandte sich Kathinka an Bninski. „Sollte man doch meinen, wenn man den Ton ihrer Worte vor Gericht stellen könnte, daß Sie geneigt seien, den Ring für ein überflüssiges Ding in der Weltgeschichte zu halten. Aber darin irren Sie. Nichts ohne Ring. Nicht wahr, Herr von Jürgas?“

„Sans doute,“ sagte dieser, der, ohne Furcht dadurch anzufassen, das fast zum Banfapfel gewordene Wort wiederholen durfte. „Ich stimme Fräulein Kathinka bei: nichts ohne Ring! Um ihn dreht sich alles in Leben, Sage, Geschichte; der liebste war mir immer der des Polykrates, denn ich schätze Leute, die Glück haben. Nun haben wir auch noch die Ballade dazu. Mit Hilfe eines Ringes vermählte sich der Bischof seiner Kirche, der Doge dem Meere, und selbst Heinrich VIII seinen sechs Frauen, dieser geniale Hazardeur mit dem six-le-va. Beiläufig eine Kollektivausstellung seiner sechs Trauringe müßte zu sonderbaren Betrachtungen führen.“

„O nichts von diesem König Oger, der es vergessen zu haben schien, daß unschuldige Frauen auch eines natürlichen Todes sterben können.“

„Aber Anne Bulen, meine Gnädigste, war überführt.“

„Ach, ich bitte Sie, Jürgas, eine Frau ist nie überführt. Ich glaube gar, Sie wollen ernsthaft seinen Vertheidiger machen; da hätte ich Sie für galanter gehalten. Erzählen Sie

von besseren Ringen, als von den sechs Trauringen König Heinrichs.“

„Dann kann ich nur noch von den drei Ringen der Puttkammers erzählen.“

„Sie scherzen. Vor den Tudors auf die Puttkammers! Das ist denn doch ein Sprung. Im übrigen bin ich neugierig genug. Was ist es damit? Aber es muß etwas Heiteres sein.“

„Ich weiß nicht. Es beginnt gleich damit, daß diese drei Ringe nur noch zwei sind. Und diese zwei sind wieder unsichtbar.“

„O, das ist ein guter Anfang; etwas geistlich. Aber es ist ja noch früh. Also nur weiter.“

„Nun gut. Es waren also drei Ringe, die die Wichtelmännchen oder die „Keinen Leute“, oder die Unterirdischen den Puttkammers zum Geschenke machten, vor langen, langen Jahren, als Pommern eben fertig geworden war.“

„Wann war das?“

„Sagen wir hundert Jahre nach Fertigwerdung der Mark; diese Differenz müssen Sie meinem Lokalpatriotismus zu gute halten. Also die Puttkammers hatten ihre drei Ringe, die sie, so hatten die Wichtelmännchen gesprochen, wahren und in Ehren halten sollten, das würde dem Hause Glück und Segen bringen. Und es kam auch Segen ins Haus, namentlich an Kindern, bis plötzlich, niemand weiß wie, der eine Ring verloren ging und der Segen sich minderte.“

Nachdruck verboten.

Bel. v. 11. VI. 70.

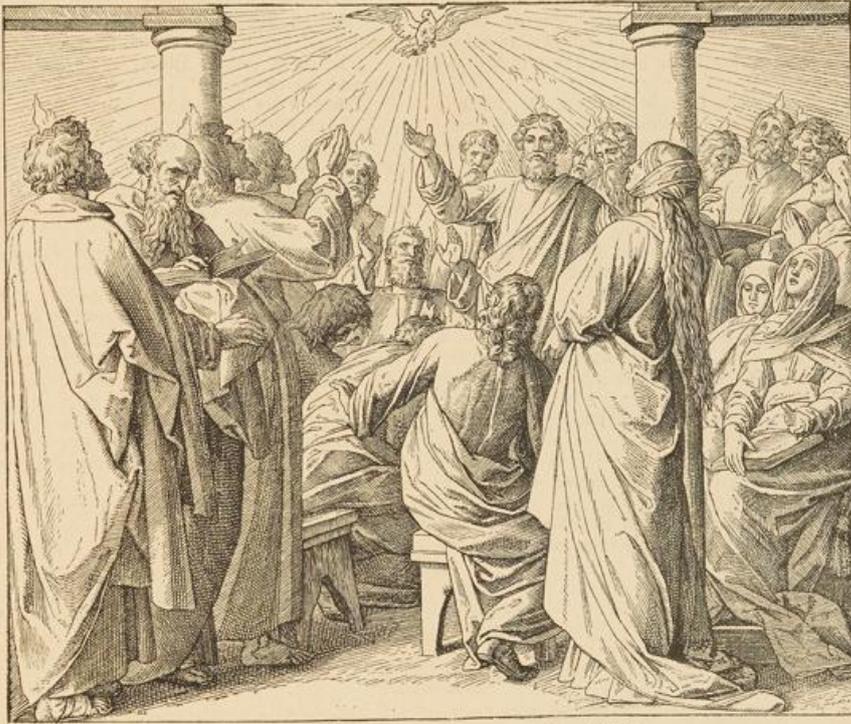
„Ah!“ sagte Tubal.

„Sie sagen „Ah“ und athmen auf,“ fuhr Jürgas fort. „Die Ruttammers aber mochten auf den Segen nicht verzichten. Und weil sie sicher gehen wollten, so baute der reichste von ihnen ein schönes Schloß, und in den Schloßthurm hinein, da wo die Wände am dicksten sind, vermauerte er die beiden verbliebenen Ringe. Und da sind sie noch und bergen wie sich selbst, so auch das Glück des Hauses.“

Das Fräulein von Bischofswerder, das bis dahin steif und unbeweglich auf ihrem Sophaplatz gesessen hatte, hatte, während Jürgas sprach, immer lebhafter und zustimmender ihr Sinn an den Hals gedrückt. Jetzt nahm sie das Wort: „Auch

doch sinnig wie eine Sage. Gib uns die Geschichte noch einmal, Excellenz Reale wird es gestatten, und Kathinka, die so lebhaft für Ringe plaidirt, muß Dir dankbar sein, etwas zur Verherrlichung ihres Themas zu hören.“

„Gewiß,“ bemerkte diese, „ich würde schon dankbar sein, unseren schweigenden Freund sich überhaupt an unserem Gespräche betheiligen zu sehen, doppelt, wenn es in Vertheidigung des Ringes und seiner welthistorischen Mission geschieht. Denn jedes Ding braucht seinen Mann, und ich wüßte nicht was besser zusammen paßte, als ein Ring und Letter Lewin. Vor allem wenn es ein Trauring ist. Es ist ein stiller natürlicher Bund zwischen beiden, und es ließe sich ein Märchen darüber



Zum Pfingstfeste: Die Ausgiehung des heiligen Geistes.

Nach der Zeichnung von Julius Schnorr von Carolsfeld. (Aus: 48 biblische Bilder. Leipzig, Georg Wigand.)

wir hatten einen solchen Ring, der der Sage nach das Glück der Familie begründen sollte.“

„Und es wohl auch begründet hat,“ unterbrach die alte Excellenz. „Es war, denke ich, der Geisterring Ihres Vaters, der die Lebendigen einschläferte und die Todten citirte.“

„Gewiß,“ erwiderte die Bischofswerder, die bei diesem Hohn ihre sonstige Devotion hinschwinden fühlte, „gewiß Excellenz. Und unter diesen Todten befanden sich ganze Familien, die ohne den Ring meines Vaters immer todt geblieben wären. Ist nicht die Dankbarkeit auch eine deutsche Tugend, Graf Dninski?“

Dieser einigermaßen überrascht, von so unerwarteter Seite her seine Reperien unterläßt zu sehen, verbeugte sich gegen die Bischofswerder, während der Geheimrath von dem Gedanken geängstigt, die kaum erst überstandene Gefahr in neuer Gestalt heranziehen zu sehen, sich mit der Frage zu Lewin hinüberwandte: „Was war es doch, Lewin, mit dem Bredowschen Erb- ringe, von dem Du mir vor Weihnachten erzähltest? Nur der Eindruck ist mir geblieben. Alles realstes Erlebnis und

schreiben; ja ich glaube, ich könnte es, unpoetisch wie ich bin. Ich würde den Trauring als einen kleinen runden, in seiner Mitte ausgehöhlten König auffassen, der alle guten Leute beherrscht, die Ehrbaren und die Tugendstamen. Und an den Stufen seines Thrones steht sein erster Minister, das ist der ehrbarste und der tugendstamste von allen, und er heißt Lewin.“

Lewin wurde blaß und roth, sagte sich aber rasch und sagte ruhig: „Nach einer Charakterschilderung wie dieser werde ich mich freilich Ihrer Aufforderung nicht entziehen können, um so weniger, als es von König Pharaos Tagen her zu den Aufgaben und Vorrechten eines Tugendministers gehört, Träume zu deuten und Geschichten zu erzählen. Und so beginn' ich denn:

Es war also wirklich ein Erbring, breit und mit allershand Zeichen, und eine junge Frau von Bredow, deren Ehe- her, Josua von Bredow, Rittmeister und Amtshauptmann von Lehnin war, trug ihn am Ringfinger der linken Hand. Den Winter über lebte das junge Paar in der kleinen Perleberger Garnison, wenn aber der Mai kam, gingen sie, wie sich's ge- bährte, nach Lehnin, um in dem geräumigen Abthause, dem

einzig, das aus alten Klostertagen her noch geblieben war, ihre amts-hauptmannschaftliche Wohnung und zugleich auch eine Sommerfrische zu nehmen. Das waren dann glückliche Wochen, und sie fuhren nach Pleschow, Gützin, Relagne, um die verschiedenen Hochwälder, und ebenso nach Groß-Kreuz, um den alten Herrn von Arnstedt zu besuchen, ihr liebstes aber blieb doch immer, an dem schönen Klostersee spazieren zu gehen, besonders wo zwischen Brombeer- und Haselsträuchern hin der Weg über die dicht in Blumen stehende Wiese läuft."

"Wie hübsch," sagte Kathinka. "Ich hätte mit von der Partie sein mögen."

"Und eines Abends," fuhr Lewin fort, "machten sie wieder ihren Spaziergang, und weil gerade die Hagerosen blühten, wandelte die junge Frau die Lust an, eine derselben zu pflücken. Sie drückte deshalb, um die Rose leichter abreißen zu können, einen dicht umherstehenden Haselstrauch bei Seite, aber im selben Augenblicke, wo sie die Linke nach der Rose hin ausstreckte, schlug die stärkste der Haselnußkruthen wieder zurück, streifte ihr den Ring vom Finger und warf ihn in weitem Bogen durch die Luft. Sie sah den goldenen Halbkreis, den er beschrieb, und wie er auf den Wiesenstreifen dicht hinter der Hecke niederfiel. Ein leiser Schrei kam über ihre Lippen; dann theilten beide sorglich die Hecke, bückten sich und begannen zu suchen. Sie suchten noch, als schon die Frühe des Morgens und als es Mittag war. Aber umsonst, der Ring war fort. Du wolltest mit von der Partie sein, Kathinka; vielleicht daß Deine glückliche Hand ihn gefunden hätte."

"Keine Diverfionen," lachte diese. "Die Geschichte, die Geschichte."

"Und mit dem Ringe war das Glück des jungen Paares dahin; nicht langsam und allmählich, sondern unmittelbar. Du hättest vorsichtiger sein sollen," sagte der Eheherr im Tone des Vorwurfs, und mit diesem Worte war es geschehen. Aus dem ersten Vorwurf wurde der erste Streit und alles was den Frieden eines Hauses stören kann, brach in Jahresfrist herein: Krankheit und Kränkung, Missethaten und Eifersucht."

"Auch Eifersucht? Nicht doch. Du darfst Deine Heiden nicht muthwillig um die Günst Deiner Hörer bringen."

"Nur um sie neu zu gewinnen. Allerdings erst für spätere Zeiten."

"Darum überichlage was zwischen liegt."

"So will ich. Die silberne Hochzeit war nahe, und Josua von Bredow, der längst den Dienst quittirt und sich auf seine Amtshauptmannschaft in die Lehniner Einsamkeit zurückgezogen hatte, dachte trotz manchen Unfriedens, der nach wie vor in seinem Hause herrschte, den Tag zu feiern. Es waren doch immer fünfundsiebenzig Jahre. Er hatte deshalb einen großen Bogen Papier vor sich und schrieb eben die Namen derer auf, die zu dem Tage geladen werden sollten, als ihm Frau von Bredow, die trotz ihrer fünfundsiebenzig immer noch eine hübsche und stattliche Frau war, über die Schulter sah und auf das Bestimmteste forderte, daß der alte Arnstedt, der sich auf dem letzten Potsdamer Ball ungebührlich benommen habe, gestrichen werden sollte."

"Eine Scene schien unvermeidlich. Da trat in großer Aufregung die Wirthschafterin ins Zimmer und sagte: „Gnädiger Herr, da is er; die alte Holzendorffin hat ihn eben gefunden.“ Und dabei legte sie eine große Frühkartoffel vor ihn hin, die beim Ansehen mit ihrer Spitze in den goldenen Erbring hineingewachsen war. Da war er also wieder. Die gnädige Mutter Natur gab ihn heraus, und Josua von Bredow und seine geborene von Ribbed wußten nun, daß wieder bessere Tage kommen würden. Er gab ihr einen Kuß und strich den alten Arnstedt ohne Widerrede aus. Und als in der Woche darauf die silberne Hochzeit wirklich gefeiert wurde, da traten sie zum zweiten Mal vor den Altar, und der alte Lehniner Pastor Krotfifius, der aber damals noch bei mittlern Jahren war, hielt eine wunderschöne Rede über den Spruch: „Wen Gott lieb hat, dem müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Und als seine Rede, denn er konnte sich nicht kurz fassen, endlich zu Ende war, da nahm er die Hand der Silberbrant und

steckte den Ring an denselben vierten Finger, von dem ihn die böse Haselkruth abgestreift und dadurch eine lange Zwischenzeit des Unfriedens geschaffen hatte. Am Tage nach dieser Feier aber, denn sie mochten sich von ihrem Schatz nicht wieder trennen, ließen sie von Berlin her einen Graveur kommen, der mußte den Tag des Verlustes und des Wiederfindens in den Ring eingraben und die schöne Wibelstelle, über die Pastor Krotfifius gepredigt hatte. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heutigen Tages noch."

Die alte Excellenz hatte während der Erzählung mehr und mehr ihre stolze Haltung abgelegt und tippte jetzt Lewin, wie zur Besiegelung ihrer jungen Freundschaft, mit der Vorgehensspitze auf die Hand. Kathinka versprach, sobald sie Königin geworden sein würde, ihn als Traumbreiter und ersten Erzähler an ihren Hof zu ziehen, und nur die Bischofsstube konnte sich nicht darüber beruhigen, daß dieser entzückende Ring gerade in eine Kartoffel hineingewachsen sei; „die Poesie leide darunter“, eine Bemerkung, der Lewin ohne weiteres zustimmte, weil er die Unmöglichkeit einsah, in diesen ästhetischen Anschauungen Licht zu schaffen.

Der alte Geheimrath, seiner Natur entsprechend, verweilte bei Nebenächlichkeiten und wollte namentlich wissen, welcher Bredow'schen Linie der Erbring angehört habe. Dann kam er auf Lehnin, verbreitete sich über die Weisagung, deren erste und letzte Zeilen er im lateinischen Original auswendig wußte und schloß mit einem Seufzer darüber, daß ihm während voller siebenzehn Jahre ein Besuch dieser alten Kulturstätte, zugleich des Begräbnisplatzes so vieler Markgrafen und Kurfürsten, ver sagt geblieben sei.

"Aber warum ver sagt?" unterbrach ihn Tubal, und ehe er antworten konnte, fiel Kathinka mit aller Bestimmtheit ein: "Machen wir die Partie morgen, übermorgen. Wer ist unser Reisemarschall? Tubal, nein; Lewin, zweimal nein. Aber Sie, Herr von Jürgak! Ich will nicht so viel Menschenkenntniß haben, um einen Attacke von einem Professor zu unterscheiden, wenn Sie nicht der geborene Reisemarschall sind."

"Ich würde sofort meine Unfähigkeit beweisen, wenn ich widerspräche."

"Also angenommen?"

"Ja."

"Und wann?"

"Nicht vor Dienstag. Wir haben in Potsdam Relais; so ist es Zeit, wenn wir um Mittag aufbrechen. Rendezvous: Schöneberg, am „schwarzen Adler“. Zwölf Uhr pünktlich. Au revoir."

XL. Kathinka.

Die Fahrt nach Lehnin hatte stattgefunden, und ein heller Tag war auf sie gefolgt. Die Sonne, wo sie scharf hinfiel, schmolz den Schnee von den Dächern, und als sie gegen Mittag ihren höchsten Stand beinahe erreicht hatte, sah sie scharf an dem Nikolaiskirchthurm vorbei in Kathinkas Zimmer hinein. Es war ein so blendendes, in steiler Schrägung einfallendes Licht, daß das grüne Rouleau bis zur Hälfte des hohen Fensters hatte herabgelassen werden müssen, aber auch jetzt noch hatte jeder Gegenstand die volle Beleuchtung, und diese war es, die sammt den mit frischen Hyacinthen besetzten Blumentischen den anheimelnden Eindruck unterstützte, den das sorglich gehaltene Zimmer zu jeder Zeit zu machen pflegte. Einiges in seiner Einrichtung war während der letzten zwei, drei Tage geändert worden. Vor dem Sopha, auf dem an jenem Abende, wo die Lehniner Partie verabredet worden war, die alte Excellenz getront und nach anfänglicher Kriegsführung mit beinahe jedem Mitgliede der Gesellschaft schließlich ihren Frieden mit allen geschlossen hatte, fehlte heute der runde Tisch, über den hin damals der Streit der Meinungen gegangen war, und nur ein großer Teppich lag statt dessen an eben dieser Stelle ausgebreitet, ein Mutterküß Brüsseler Weberei, auf dem Frau Venus mit ihrem Taubengeßpann durch die Lüfte zog. Es war derselbe Teppich, dessen durch Farbenpracht ausgezeichnetes Bild unser Freund Lewin auf seiner Weihnachtssahrt nach Hohen-Vieh, wo wir zuerst seine Bekanntschaft machten, mit in seine Träume hinüber genommen hatte. Denn sein letzter Besuch an jenem Tage hatte dem Ladalinskischen Hause gegolten.

Das lag nun einen Monat zurück, und heute war es das Auge Kathinkas, das sich vom Sopha her auf dieses Teppichbild richtete. Aber sie sah es, ohne es zu sehen, denn vor ihrer Seele standen andere Bilder, bunt und lachend, und doch ein tiefer Schatten darüber hin. Was war es, das diesen Schatten warf?

Es schien, daß jemand von ihr erwartet wurde, wenigstens horchte sie von Zeit zu Zeit nach der Thüre hinüber. Aber es blieb still, und in wachsender Unruhe erhob sie sich und schritt auf die Blumentische, dann auf den Stehspiegel zu, um das eine oder andere an ihrem Anzuge zu ändern. Es war eine Morgentouillette, ähnlich jener, die sie am Tage ihrer Rückkehr aus Genua während des Gesprächs mit ihrem Vater getragen hatte: ein weißbordirter dunkler Morgenrock mit Felerine und großen birnenförmigen Schürzen, die in weiße Perlmutterknöpfe einhalten. Niemand würde das Geringste an ihrer Erscheinung vermisset haben, nur sie selber schien nicht zufrieden, ordnete ihr Haar, mal so und wieder anders, und wechselte mit dem Ruffelntuch, das sie leicht geknüpft um den Hals trug. Dann ging sie wieder auf das Sopha zu, warf sich hinein und legte den Fuß auf ein hohes Kissen, das sie schon vorher neben den Teppich gestellt hatte. In der Ecke lag ein Buch. Sie schlug es auf und verachtete zu lesen; aber umsonst, sie konnte ihre Aufmerksamkeit nicht zwingen.

In diesem Augenblick trat der Graf unangemeldet ein, und sie zog den Fuß von dem Kissen, ohne sonst ihre Haltung zu ändern. Es schien, daß sie sich an demselben Morgen schon gesprochen hatten; kein Wort der Begrüßung wurde laut. Er trat an sie heran und küßte ihr die Hand.

„Und was bringst Du?“ fragte sie mit wiedergewonnener Ruhe.

„Die Entscheidung.“

„So sprich, erzähle,“ fuhr sie fort, während sie mit dem Zeigefinger auf die Fingerringen ihrer linken Hand wußte. „Ich weiß alles, und will es doch von Dir hören. Wie verlief es? Ich hoffe, daß Dich nichts verletzt hat, kein Wort, keine Miene.“

„Nein,“ antwortete der Graf, indem er sich auf das Tabourett setzte und Kathinkas Hand in seine Linke nahm. „Er hörte mich ruhig an. Als ich geendet, legte er das Eisenbeinmesser, mit dem er nach seiner Gewohnheit spielte, beiseite und sagte, ich glaube wörtlich: „Ich bin nicht überraischt, Graf; ich habe diesen Antrag erwartet, offen gestanden gefürchtet. Sie wissen ohne Versicherung, daß sich diese Bemerkung nicht gegen ihre Person richtet. Ihnen den vollkommensten Beweis davon zu geben, wäre leicht, wenn ich nicht Punkte dabei berühren und Bedingungen stellen müßte, die Sie nach einer andern Seite hin verlegen und Ihre Zustimmung nie finden würden.“

Kathinka lächelte.

„Das alte Lied,“ sagte sie.

„Ja,“ fuhr Grinski fort, „er will mit Polen, mit unserem Lande ein für allemal gebrochen haben, und daß ich es kurz mache, er schloß damit, daß eine Verbindung zwischen uns aus zwei Gründen unthunlich, und wie er glaubt, unmöglich sei: des Hofes halber und seiner Erinnerungen halber. Das letztere begreife ich, das erstere nicht.“

„Und doch ist beides in einem Zusammenhang,“ antwortete Kathinka, „dieses Zugeständniß sind wir ihm schuldig. Er bedarf des Hofes. Weil er die Bräuden abgebrochen und sich und uns, sei es mit Recht oder Unrecht, aus dem heimischen Boden in einen fremden verpflanzt hat, kann er besonderer günstiger Bedingungen nicht entbehren, um in dem fremden Boden aufs neue Wurzel zu schlagen. Unter diesen günstigen Bedingungen aber, wie ich Dir nicht zu sagen brauche, steht der Sonnenschein des Hofes obenan.“

„Vielleicht,“ sagte Grinski, „oder meinethwegen auch gewiß. Es bleibt doch wie es ist, und ich fasse es nicht, warum er gerade diesen Boden wählte. Und daß er ihn wählte, das entscheidet nun über uns. Denn was er anzudeuten schien, einen Friedensschluß auch meinerseits mit diesem Lande zu machen, nie, nie, Kathinka. Auch nicht um Dich.“

Er blieb stehen und schlug heftig die Finger ineinander. Dann, als ob er sich die Verlehrtheit des alten Ladalinski in

einem Selbstgespräche klar zu machen suchte, sprach er vor sich hin: „Was zog ihn nur hierher? Gerade ihn? Es bleibt ein Räthsel und Widerspruch. Denn er hat einen Ueberfluß von jenem Edelmann, dessen gänzliches Fehlen in diesem Lande mir dieses Land so widerwärtig macht. Er ist großer Opfer und großer Entschlüsse fähig, und selbst der unheilvolle Schritt, der ihn in die Selbstverbannung trieb, trägt immer noch den Stempel der Enttugung an der Stirn. Und was herrscht nun hier? Der Vortheil, der Dunkel, die großen Worte!“

„Auch Du singst Dein altes Lied,“ sagte Kathinka.

Aber Grinski hörte nicht, und ohne die Stellung zu wechseln fuhr er in wachsender Erregung fort: „Er ist ein Bedant. Da war er freilich hier am Ort. Denn alles, was hier in Blüte steht, ist Rubrit und Formelwesen, ist Zahl und Schablone, und dazu jene häßliche Armuth, die nicht Einfachheit, sondern nur Verschlagenheit und Kümmerlichkeit gebiert. Karg und knapp, das ist die Devise dieses Landes. Ich war noch ein Kind, da las ich auf der Krakauer Schule von den alten Friijischen Grenadieren, daß sie Westen getragen hätten, die gar keine Westen waren, sondern nur rothe dreieckige Tuchstücke, die gleich an den Uniformrock angenäht waren. Und wahr oder nicht, diese dreieckigen Tuchlappen, ich sehe sie hier in allem Kleinen und Großen. Angenähtes Wesen, Schein und Liff, und dabei die tiefeingewurzelte Vorstellung, etwas Besonderes zu sein. Und worauf hin? Weil sie jene Rauf- und Raublust haben, die immer bei der Armuth ist. Nie ist es satt dieses Volk; ohne Schliß, ohne Form, ohne alles, was Wohltat oder gefällt, hat es nur ein Verlangen: immer mehr! Und wenn es sich endlich übernommen hat, so stellt es das Uebriggebliebene beiseite, und wehe dem, der daran rührt. Seeräubervolk, das seine Jüge zu Land macht! Aber immer mit Tebeum, um Gott oder Glaubens- oder höchster Güter willen. Denn an Fahneninschriften hat es diesem Lande nie gefehlt.“

„Ich erkenne Dich nicht mehr,“ unterbrach ihn Kathinka.

„Du sprichst Dich aus dem Recht in das Unrecht hinein. Du fühlst selbst die Uebertreibung, zu der Dich Vorurtheile und Bitterkeit fortreißen.“

„Nein, ich übertreibe nicht. Ich lese nur die Rückseite der Medaille, weil ich sie lesen will. Mag ein anderer sie wieder umkehren und sich an der obenaufliegenden Herrlichkeit erfreuen. Bild oder Schrift, ich bin es zufrieden. Es mag etwas Großes damit sein, nur nicht für mich und auch nicht für ihn,“ und dabei wies er mit der Linken nach dem an der entgegengesetzten Seite des Hauses gelegenen Zimmer des Geheimrathes hin. „Auch nicht für ihn, sage ich, denn er ist Pole vom Wirbel bis zur Zehe. Er täuscht mich nicht mit seiner loyalen Preußenmiene. Preußen! Warum gerade Preußen, das uns zuerst um dreißig Silberlinge verschacherte. Jetzt ist es an die Kette gelegt; aber auf wie lange? Preußen! Warum nicht Frankreich? Warum nicht Rußland, grundschlecht wie es ist! In seiner Sündenblüte hat es doch wenigstens den Muth, sich zu seinen Thaten zu bekennen. Aber nein, es mußte Preußen sein. Und dieses Preußen, in dem der Ladalinski Stamm, einer Einbildung, einer Karotte zu Liebe, neu blühen und Wurzel schlagen soll, das tritt nun zwischen Dich und mich, und um des vielleicht ausbleibenden Lächelns dreier Prinzlichkeiten willen, geht in dieser Zeit, in der Gott sei Dank mehr Prinzen auf den Schlachtfeldern als in fürstlichen Wachsstuben geboren werden, unser Glück wie eine Feder in die Luft. Soll es das, Kathinka! Bist Du entschlossen?“ Sie schwieg.

„Lieben wir uns?“

„Du sagst es.“

„So seh' ich nur einen Weg. Und Du wirst den Entschluß fassen können.“

Kathinka legte die Hand an ihre Stirn; dann, als entsänne sie sich auf etwas zurückliegendes, sagte sie: „Ich versprach ihm, nichts zu thun, das seine Stellung untergraben oder seine Zugehörigkeit zu diesem Lande neuen Verdächtigungen aussetzen könnte.“

„Und dies Versprechen wirst Du halten. Die Flucht wirst alle Schuld auf uns.“

„Und doch ist ein Schwanken in mir,“ fuhr Kathinka fort. „Nicht, daß ich vor meinem Antheil an dieser Schuld erschrate. Du weißt, wie ich bin, und was an Furcht in mir ist, geht unter in der Lust am Wagniß. Also nicht um mich. Aber um Deinetwillen; aus Liebe zu Dir. Du sollst nicht in einem falschen Richte dastehen. Und Du wirst es. Wie bittere Worte werden fallen . . . von Tubal . . .“

„. . . von Lewin . . .“
 „Nenne nicht seinen Namen. Es schmerzt mich; denn es ist keiner, den ich mehr gequält und dem ich tiefer verschuldet wäre. Und nun thur' ich ihm das Schwerste! Er liebte mich, und ich war ihm gut von Jugend auf. Das ist nun vorbei. Aber Du irrst, wenn Du glaubst, daß bittere Worte von seinen Lippen kommen werden. Nicht von ihm; aber die andern! Erinnere Dich des Ballabends, als Du von General Yorks Kapitulation hörtest, und denke Deines spöttischen „sans doute“, womit Du der alten Excellenz ihre feierliche Geschichte von dem krouprinzlichen Einsegnungsringe verdarbst. Was war die Meinung von alle dem? Eine tiefe Verachtung gegen das, was sich hierlandes als „deutsche Treue“ gibt. Und nun frag' ich Dich, über wir die Treue, übst Du sie?“

„Auch nicht ihr Gegentheil,“ antwortete Wninski.

Kathinka schüttelte den Kopf.

Der Graf aber fuhr fort: „Und wenn es wäre, wie Du meinst, Kathinka, so laß es mich einsehen, daß es so ist, und ich will dem, was ich thue, kein Mäntelchen umhängen. Ich bin kein Ritter von La Mancha, der die Untreue aus der Welt herausfichten will; ich will sie nicht abschaffen, am wenigsten will ich die Vorstellung großziehen, daß ich ihr persönlich entgegenwachsen sei oder über ihr stünde. Untreue! sie war das Erste

und wird das Letzte sein; ich erschrecke nicht vor dem Wort und nicht einmal vor der That. Aber das Tugendgeßicht, das sie hier zu Lande annimmt, das hasse ich. Was mir zuwider ist, das ist die Lüge. Und das eine weiß ich: es ist nicht Lüge, wenn ich das, was geschehen soll, weder Vertrauensbruch noch Untreue, wohl aber Zwang und Konsequenz und Nothwehr nenne. Zug um Zug. Gegen das gekünstelte und mißbräuchlich geübte Recht Deines Vaters, das uns zum Opfer mir unbegreiflicher Rücksichten machen will, setzen wir unser natürliches Recht, das Recht unserer Neigung.“

Eine kurze Pause folgte, und nur um das peinliche Schweigen zu unterbrechen, sagte der Graf: „Sieh auf die Zukunft, Kathinka. Es kommen bessere Tage. Er wird sich hinein finden; und das unabänderlich Geschehene befiehlt besser als tausend bittende Worte.“

„Du verkennt ihn; er hat den ganzen Eigensinn der Gütigen und Schwachen. Ich muß es sagen, denn er war schwach gegen mich von Jugend auf. Er wird uns nicht lassen, seine Liebe zu mir wird unerschütterter bleiben, aber er wird sich mit dem Geschehenen nicht versöhnen und wird nicht Frieden mit uns schließen. Ich weiß, was ich thue. Es ist ein Scheiden auf Nichtwiedersehen!“

Der Graf schritt auf und ab. Als er wieder an das Sopha trat, nahm sie seine Hand und sagte, mit einem Ausdruck zu ihm aufblickend, der ihr sonst fremd war: „Und so sei es denn, Jarosch! Ich fühle, es ist beschaffen, und nicht bloß durch uns. Wir erben alles: erst das Blut und dann die Schicksale. Ich war immer meiner Mutter Kind. Nun bin ich es ganz. Sei gut mit mir. Ich habe nur noch Dich.“

Und sie warf sich an seine Brust. (Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.



Oberst Denfert, Verteidiger von Belfort. † 11. Mai 1878.

Ehre dem tapferen Helden! Unter allen Festungskommandanten Frankreichs im großen Kriege 1870—71 hat keiner mit so zäher Tapferkeit, mit so großem Geschick ausgehalten, als Oberst Denfert. Ihm ist es zu verdanken, daß Belfort, eine elsässische Stadt, noch heute zu Frankreich gehört, und seine heroische Verteidigung des alten Felsenfestes ist eines der wenigen Ruhmesblätter der Franzosen in jenem für sie so unglücklichen Kriege. Es ist noch unvergessen, wie Denfert Ausfall auf Ausfall gegen das deutsche Belagerungskorps unter General von Treskow machte, wie er auch, nachdem die Mauern zertrümmert, die Vorwerke verloren waren, noch unbewegsam aushielt und die Anforderungen zur Uebergabe zurückwies.

Aber auch Bourbaki's Entlassungsversuche waren, Dank der Tapferkeit des Generals von Werder, ohne Erfolg, die rettende Armee, schon so nahe vor Belfort's Thoren, wurde zurückgeschlagen. War auch diese Hoffnung den Belagerten genommen und bildeten massenhafte Ruinen mahnend auf die Belagerung und die Einwohner nieder, in deren Reihen obendrein noch die Platten wütheten, so wurde doch die Uebergabe standhaft verweigert. Erst der Frieden machte der Belagerung ein Ende, und Denfert mußte nach den Bestimmungen desselben die Festung übergeben, deren Fall doch nur eine Frage der Zeit gewesen wäre. Mit Waffen, Gepäck und den Archiven zog ehrenvoll die Besatzung ab. Der letzte, der den Platz verließ, war Denfert.

Oberst Denfert-Rochereau ist jetzt nach längerer Krankheit zu Versailles gestorben, und wir zollen dem dahingegangenen tapferen

Feinde gerne die letzte gebührende Anerkennung. Er war geboren am 11. Januar 1823 zu Saint Maixent, besuchte die polytechnische Schule, die Kriegsschule zu Metz und trat 1843 in das Ingenieurcorps ein. Er foht bereits mit Auszeichnung in der Krim und war zuletzt Deputirter der Stadt Paris in der französischen Kammer, wo er Mitglied der äußersten Linken war.

Zu Schnorr von Carolsfelds Pflingtbild.

(Auf Seite 581.)

Schnorr von Carolsfelds „Bibel in Bildern“ ist als ein klassisches Kunstwerk allseitig anerkannt. Es befriedigt aber nicht nur den höchsten Kunstgeschmack, es ist auch dem Laien, ja dem kleinsten Kinde verständlich und zugänglich. Dennoch ist es bei weitem nicht so verbreitet, als es verdient; der ziemlich hohe Preis der Originalausgabe macht es vielen seiner Freunde unzugänglich. Um so freudiger begrüßen wir deshalb eine kleine billige Ausgabe in 48 Bildern, die ganz geeignet ist, das schöne Werk auch dem Armen zugänglich zu machen. Vor allen wird der Kleintinder- und Sonntagsschule, wie der ganzen Volksschule insgemein damit gedient sein. Jeder Freund Schnorr's wird aber die gelungene Verfeinerung seiner Pflingtbilder an dem hohen Feste willkommen heißen.

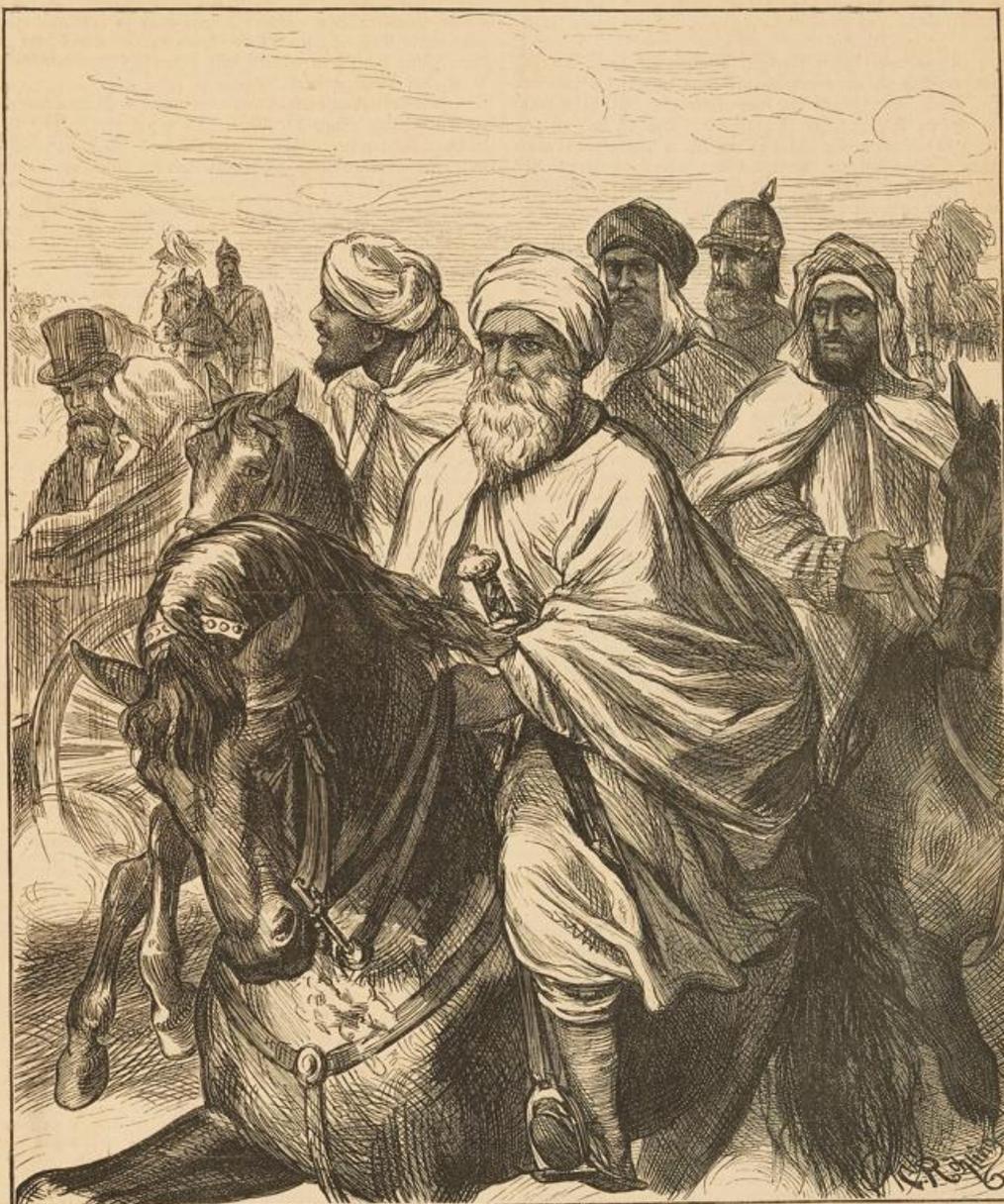
In fremden Zungen.

's ist ein Geheimniß,
 Der kann's durchdringen,
 Was Bibeln rathen
 Und Caelen sungen,
 Was uns zu Frühen
 Die Blumen blühen,
 Und uns zu Häupten
 Die Sterne glühen?
 Vom Geist der Pflingten
 Sind sie durchdrungen
 Und reden alle
 In fremden Zungen.

Julius Sturm.

Inhalt: Am Pflingten. Gedicht von Rudolf Kögel. — Die Pflingtsbraut. Erzählung von L. Rode. — Am See. Zu den Bildern von Engel. — Die Elektrizität im Dienste der Heeresleitung. Von Hanns von Svielberg. — Auch ein Feldzug. Humoreske von Karl Storch. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Th. Fontane. — Am Familientische: Oberst Denfert, der Verteidiger von Belfort. Mit Porträt. — Zu Schnorr von Carolsfelds Pflingtbild. — In fremden Zungen. Gedicht von Julius Sturm.

Aus der Zeit — für die Zeit.



El Abd ben Hima
(im Wagen) Gesandter.

Mansur.

Mehamed ben Hima,
Vizeur des Gesandten.

Abraham.

El Rais el Kabi,
Oberst der Leibkavallerie.

Die marokkanische Gesandtschaft bei der Neuvernehmung auf dem Tempelhofer Felde. Nach dem Leben von G. Köhling.

Marokkanische Gesandtschaften.

Wie die Zeiten sich doch ändern! Es ist noch gar nicht lange her, daß die meisten europäischen Staaten dem Sultan von Marokko tributpflichtig waren und mit schwerem Gelde sich die Gnade des hochmüthigen Nachfolgers des Propheten erkauften, der auf unsre Souveräne und Staaten wie auf niedriger stehende Wesen und Organisationen herabblitzte. Die Niederländer zahlten bis 1815 jährlich 15,000 Thaler an Marokko, dann erst entschlossen

sie sich diese Zahlung einzustellen, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika bis 1845 zu einer ähnlichen Tributzahlung in Form von jährlichen Zwangsgeschenken im Werthe von 15,000 Thalern sich bequemen. Dänemark zahlte bis 1844 jährlich gegen 20,000 Thaler und Schweden ebenfalls. Oesterreich, das früher auch stark bluten mußte, verweigerte 1856 Geschenke wie Tributzahlungen. Spanien, welches seit 1767 in diplomatischen

Beziehungen zu Marokko steht, zahlte 1000 Thaler an jährlichem Tribute und 12,000 Thaler bei jedem Consulatswechsel; Frankreich schickte alljährlich ungeheure Mengen von Geschenken nach der Hauptstadt Fez und auch England schenkte. Ebenso die Hansestädte, die in Tanger, dem Hafen Marokkos an der Straße von Gibraltar, sich durch den englischen Consul vertreten ließen. Von Deutschland war natürlich nicht die Rede.

Daß unter solchen Umständen die Sultane von Marokko mit geförderter Berechtigung auf die „Christenbunde“ herabzusehen, war wohl natürlich. Stammen sie ja ohnehin von Propheten ab, sind sie doch weltliche und geistliche Beherrscher ihres Landes, unfehlbar, und führen sie doch den Titel „Vorkämpfer des Herrn in dieser und jener Welt!“ Auch Muley Hassan, der gegenwärtige Sultan, ist in solchen Ideen aufgewachsen und besaß und doch hat er sich dazu bequemen müssen an unsern Kaiser eine Gesandtschaft zu schicken. Damit wir aber deren Zweck und Auftreten völlig verstehen, müssen wir einige Rücksicht auf frühere marokkanische Gesandtschaften werfen. Ludwig XIV. schickte 1691 seinen Gesandten Bidon de Saint Olan nach Marokko, wo er von dem damaligen Sultane Muley Ismael, einem blutdürstigen Tyrannen, empfangen wurde, dem er Goldbrokat, Uhren, Ringe und natürlich auch Gold zu überreichen hatte. Der französische Gesandte bemerkte, daß bei der Abschiedsaudienz der Körper des Sultans von Blut bespritzt war, von Hinrichtungen, die er kurz zuvor eigenhändig an Sklaven zu vollziehen die Ordnung gehabt hatte. Den König von Frankreich belobte damals der Sultan, was aber den Kaiser von Deutschland betreffe, so sei dieser nur Gefährte seiner Fürstlichen und der König von Spanien wäre weniger Herr in seinem Lande, als die Minister es in Marokko seien; den König von England endlich bezeichnete der Sultan als den Sklaven des Parlaments.

Die Gerhard Koblitz erzählt, dessen Werke über Marokko in deutscher Sprache das Beste sind, was wir über jenes Land besitzen, schätzten die Sultane die Macht und Größe der europäischen Herrscher immer nur nach den Geschenken, welche die Gesandten mitbrachten und schienen ihnen diese nicht reich genug, so unterwarfen sie die Gesandten der schmachvollsten Behandlung. Mitunter ergrieffen die europäischen Fürsten Gegenmaßregeln; so mußte einmal der marokkanische Gesandte vor dem Könige von England barfuß und ohne Turban erscheinen, weil man den englischen Gesandten gezwungen hatte, barfuß und barfuß vor dem Sultan seine Mission zu vollziehen. Aber auch die Ambassadoren anderer Mächte wurden oft wie die Hunde behandelt; man setzte sie zeitweise gefangen, ja man tödtete sie sogar. Und das geschah von einer Macht, die im 17. Jahrhundert schon eben so faul, wie heute war, von einer Macht, welche nur dadurch sich Ansehen zu geben mußte, daß sie ihre Unterthanen mit der größten Unerschämtheit Viraterie gegen friedliche europäische Kaufleute verübte, so daß manchmal tausende unglücklicher Christen in marokkanische Sklaverei gerieten. Die Tributleistungen der europäischen Staaten geschahen dann meist auch in der Absicht ihre Flagggen vor dem Seeraub der Marokkaner zu schützen.

Waren die Geschenke, welche marokkanische Gesandte aus Europa nach Fez zurückbrachten nicht reichlich genug, so kam es vor, daß der Sultan sie eigenhändig ins Jenseits beförderte. Die Gesandten belogen auch oft ihren Sultan über den Erfolg ihrer Mission. So erzählte Ahmed Ben Madhi, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Könige von Spanien geschickt worden war, folgendes über seine Gesandtschaft: „Ich bin, sagte mir der König von Spanien, der Diener, der Sklave des Sultans, bereit die von ihm gegebenen Befehle auszuführen. Diese Pferde und Kamele, die er mir als Geschenke sandte, sind kostbarer als das ganze Königreich Spanien, bedeutend kostbarer. Man ließ darauf die Pferde vorführen und er freischaltete jedes Thier, dann bedeckte er das eine mit seiner Schabrake und küßte es auf die Stirn. Ich will, so es Gott gefällt, daß sie die Väter einer edlen Rasse werden, fügte er hinzu. Auch die Kamele machten ihm viele Freude. Als alles beendet war, ließ der König seinen Wagen vorfahren und wollte, ich sollte zuerst einsteigen, nur aus Höflichkeit und Ergebenheit gegen meinen Herrn, den Sultan. Ich weigerte mich, aber der König bestand darauf und so stieg ich zuerst ein, Angesichts sämtlicher Gesandten der Mächte, welche auch die Worte des Königs hörten.“

Für das deutsche Reich, welches in neuer Zeit gesteigerte Handelsinteressen in Marokko zu vertreten hatte, war es notwendig in diplomatische Beziehungen zu dem halbbarbarischen afrikanischen Staate zu treten und 1873 wurde der erste deutsche Ministerresident in Tanger ernannt und 1877 sollte derselbe den durch Sitte und Gebrauch vorgeschriebenen Zug nach Fez, der Residenz des Sultans, antreten, nicht etwa um demselben Tribut oder Zwangsgebühren zu überbringen, sondern Ehrengaben, als Pfänder der guten Beziehungen zwischen beiden Reichen. Einige prächtige kunstreiche Erzeugnisse der heimischen Coelmetall-, Bronze- und Porzellanindustrie, des Kaisers Bildnis, Proben der deutschen Waffen und eine Eisergewinnungsmaschine waren als Geschenke für den Sultan ausersehen. Korvetten-Kapitän Jembsch, der Ministerresident Dr. Weber, eine Anzahl Offiziere verschiedener Waffen, ein paar Zeitungsberichte, darunter Ludwig Piesch, machten die Gesandtschaft aus, welche im April von Gibraltar aufbrach, und am 7. Mai ihren Einzug in Fez hielt. Wie der Empfang dort beim Sultan Muley Hassan gewesen, berichten wir nach dem unterdessen erschienenen Reiseverle Piesch's, das den Titel „Marokko“ führt.

In den höchsten Regionen in Berlin war der Wunsch nachgebend gewesen dem Sultan, dem Hofe und dem Volke von Marokko in der Gesandtschaft ein brillantes Bouquet von den prächtigen Uniformen des deutschen Heeres zu zeigen. Und in der That, als die Gesandtschaft sich zur Audienz gerüstet hatte, bildete sie, vom Lichte der afrikanischen Sonne beschienen, einen Gegenstand des Staunens für alle Maurer. Die schöne Cavalcade machte beim Durchreiten der Straßen auf die ihrer wartende dichtgedrängte Menge einen außerordentlichen Eindruck. Vor dem Serail, in dessen Hofraum der Empfang stattfinden sollte, angelangt sah man eine bunte Schar von 1000 Soldaten aufgestellt; kurze anhaltende Trommelwirbel, welche aus den Nebeln der rothen, blauen, grünen Fußtruppen herausklangen, begrüßten den Zug, der auf den riesigen, gleichfalls mit Truppen umstellten Platz des Serails einritt. Vor den Reihen der Soldaten standen hier und da Gruppen von höheren Offizieren, Nagas in grellbunten Trachten mit kurzen Miederhosen und enormen weißen Turbans, Palastwächter und Hofbeamte. Derantraten die Maultiere welche die eleganten Kisten mit den deutschen Geschenken trugen. Dann hat der marokkanische Hofmarschall die Offiziere abzuweisen, da sie vor Sr. Majestät stehen mußten. Jeder König, sagte er, empfangen fremde Gesandte auf seinem Throne sitzend. Jeder König, sagte er, empfangen fremde Gesandte auf seinem Throne sitzend. Jeder König, sagte er, empfangen fremde Gesandte auf seinem Throne sitzend und jeder andere vor ihm siehe. Da die französischen und italienischen Gesandtschaften sich dieser Landesitte gefügt hatten, so

blieb den Deutschen nichts anderes übrig als sich demselben Brauche zu fügen.

Nun entstand an einem Thore des Serails plötzlich Aufregung; die dort postirte marokkanische Gardemullkapelle intonirte einen düstern spanischen Marsch; eine unaechte Schar von weisshäutigen Gestalten in langen weissen Gewändern breitete sich in langen Doppelreihen über den Platz aus; ihnen folgten die weißgekleideten Palastgarden mit kurzen roth umhüllten Säbeln an Arme. Und hinter ihnen erschien auf seinem herrlichen, wie Atlas schimmernden, isabellweißen, lichtgrün gezeichneten und gefalteten Roß der Sultan selber, umgeben von hohen Beamten und Dienern in weißer Tracht. Der wichtigste Begleiter war der Träger des Attributs der marokkanischen Majestät, des Sonnenschirms. Der Stiel des letzteren, eine lange Stange, endet in einer großen goldenen Kugel; das Schirmdach ist auf seiner Oberseite rother Sammet; an der unteren Seite ist das rothe Seidenfutter mit grünen Streifen besetzt. Fünf reich aufgestäubte und gefaltete edle Leibrosse des Herrschers wurden ihm in einiger Entfernung nachgeführt.

Aus den Gesäulen traxten nun Schiffe; die Maultiere, die Trommeln, die Signaltrompeten lärmten. Alle die versammelten Tausende neigten ihre Häupter und von ihren Lippen erschallte der Ruf: „Allah gebe Dir Sieg über Deine Feinde“ weit über den Platz hin. Vor dem Gesandten machte der Sultan mit seinem Gefolge halt. Lautlose Stille herrschte nun in der ganzen weit regungslosen Menge. Das gelbbraune von kurzem schwarzem Barte eingefasste Gesicht des Sultans in der umrahmenden weissen Kapuze des bis zu den Bügeln herabwallenden Burnus entbehrt nicht der Schöne — aber es ist ernst, kränzlich und macht einen wüden Eindruck. Der Gesandte trat, den Hut in der Hand, mit dem Dolmetscher an die linke Seite des Sultans um ihm in kurzer Anrede die Versicherung der Freundschaft unres Kaisers auszudrücken, welcher zum Beweise derselben Offiziere seines Heeres aus des Landes edelsten Familien, sein Bildnis und Proben der Waffen, mit denen jenes Heer gesiegt, an den Beherrscher der Gläubigen entsendet habe. Der Sultan, das müde Haupt auf die Schulter herabneigend, beantwortete die ihm verdolmetschte Ansprache durch die Beteuerung seiner Freundschaft über diese Botschaft, diese Gesinnungen und diese Geschenke seines lieben Freundes, des Deutschen Kaisers. Darauf wurden die Offiziere einzeln vorgestellt und an jeden richtete die dumle Majestät einige arabische Worte. Der ganze Empfang währte eine Viertelstunde. Der Sultan wendete sein Pferd um unter neuem Strahlen der Gesänge, neuem Erlingen des spanischen Marosches bewegte er sich mit dem ganzen Schwarm seiner Begleiter in das Serail zurück.

Der Sultan von Marokko ist ein höflicher Mann und er weiß, was sich schickt, so hat er die Gesandtschaft und die Geschenke unres Kaisers erwirbt. Am 20. Mai langten auf dem Wege über Marib und Paris in Berlin achtzehn Marokkaner an, um die Freundschaftsversicherungen Muley Hassan's zu überbringen. Als Chef der Gesandtschaft fungirte der Vorkämpfer Sid Tibi ben Hima, ein fleißigjähriger Greis von hellgelber Gesichtsfarbe und höchst würdevoller Erscheinung. Am nächsten steht ihm an Jahren sein Bruder Mohamed Ben Hima, ein prächtiger Kopf; dann folgen der Sekretär Abd el Kerim el Schennia; der Oberst der Leibwache, el Kab el Arabi, drei Offiziere und Manjur, der jüdische Dolmetscher, der vortrefflich französisch spricht und eine Anzahl schwarzer Diener. Am 23. Mai empfing der Kaiser den Vorkämpfer in Anwesenheit seiner Adjutanten und des Staatsministers von Bülow im Malakottimmer seines Palais. In dieser orientalischen Berbeugung verharrete Sid Tibi, bis der Kaiser ihn zu sprechen auf forderte, dann sagte er in kurzen Worten, wie sein Herr, der Sultan, den Wunsch gehegt habe, seine Dankbarkeit zu bezeugen für die großen Aufmerksamkeiten, welche ihm vor Tagesbricht seinen des Kaisers erwiesen worden und daß er ihn bitte, die mitgebrachten Geschenke in diesem Sinne aufzunehmen. Die Freundschaft zwischen den beiden Reichen würde durch diesen persönlichen Austausch guter Gesinnungen wesentlich noch gestärkt werden. Angenehm berührt von der Subjektivität aus dem fernen Afrika, sprach der Kaiser ähnliche Gesinnungen aus und hier nun fällt der Unterschied zwischen Occident und Orient so recht in die Augen! Mohamed ben Hima, am Hofe zu Fez aber bekamen unsre Gesandten natürlich seinen Gewandanzug der zahlreichen Frauen aus dem Saal von Muley Hassan zu sehen. Aber als Gesandter waren sie doch unendlich neugierig, ihrerseits wenigstens einen Blick auf die stofflichen Fremdlinge aus dem Abendlande in den buntesten Uniformen werfen zu dürfen und so veranlaßten sie es, daß diese in brennender Sonne wohl eine Stunde auf die Vorlassung zu einer Audienz im Haremshofe warten mußten!

Für die Waffen und Kostbarkeiten, die ihm überschickt worden waren, sandte der Sultan Produkte der Industrie seines Landes, fast ausschließlich Stickereien, aber von einer Ausführung und Farbenpracht, wie sie fast nur der Orient hervorbringt. Da waren zehn Paar stierlicher Pantoffeln für Herren und Damen aus Maroquin, jenem wunderbaren Leder, das bekanntlich nach Marokko seinen Namen führt. Sie waren mit fingerdicken Gold- und Silberstickereien bedeckt, welche Blumen, Thiergestalten, Arabesken darstellten. Als werthvollste Stücke sind zehn Pferdebeden aus Goldbrokat mit Seidenstickerei hervorzuheben, dann folgten vier wunderliche runde Tischdecken aus rothem und grünem Sammet, mit fingerdick aufgelagter Goldstickerei, in derselben Weise ausgeführte fußbreite Frauengürtel und eine Anzahl schmerzförder Burnusse in herrlichen Farben. Bei der Hofstapel mußte Rücksicht auf die mohamedanischen Speisegesetze genommen werden, welchen die fremden Gäste auch in ihrem Hotel streng nachsahen. An drei verschiedenen Tafeln nahmen sie, nach Amt und Ehren getrennt, ihre Mahlzeiten ein. Bewundernde Getränke blieben ihnen natürlich fern und mit Vorliebe tranken sie den ganzen Tag über Thee.

Die Vorkämpfer waren entzückt von dem ihnen genordenen Empfang, von der lebhaften Theilnahme, welche ihnen die Berliner zeigten, vor allem aber von den Leistungen unres Armee, die sie auf dem Tempelsofer Felde bei Berlin kennen lernen konnten, wo in Gegenwart des Kaisers mandovirt wurde. Vier Mitalieder der Gesandtschaft erschienen zu Pferde und imponirten durch ihre ritterliche und zugleich malerische Haltung. Der Gesandte selbst, zu alt, um noch ein Pferd besteigen zu können, fuhr im Wagen, während sein Bruder Mohamed die in Sturmeseile über das Feld dahinjagende Kavalkade anführte. Es waren deutsche Pferde, nach unserer Art aufgeschminkt, welche sie ritten. Die Marokkaner, sechs prächtige Berberhengste, welche als Geschenk für den Kaiser bestimmt sind, waren noch nicht angelangt und konnten somit nicht vorgeführt werden.

Was werden die braungefärbten Männer von Berlin erzählen, wenn sie wieder in ihrer Heimath angelangt sind?

